

*Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.*
(Friedrich Schiller)

Exzentrische Bahnen. Eine Reise ins Land dialektischer Vermittlungen

Essay von Bernd Mollowitz (www.philosophersonly.de)

*Es war eigentlich immer ein Ritual, das wir hatten in Montagnola :
Ich berichtete ihm von Frankfurt, von seinem Verlag, von den jungen
Schriftstellern. er erzählte mir von seiner Lektüre und von dem, was er
machen musste. Und eines Tages nach dem Mittagessen entschuldigte
er sich, stand auf und sagte, er müsse jetzt den Brief eines 18jährigen
beantworten, der ihn gefragt habe : Was ist das Wichtigste im Leben ?
Und dann fragte mich Hesse : Was würden Sie diesem jungen Mann
schreiben ? Natürlich erstarb in mir schon allein die Möglichkeit des
Denkens - was sollte ich sagen, was ist das Wichtigste in einem Menschen ?
Darauf sagte Hermann Hesse also : Wenn wir das nicht wissen, dann
gehen wir doch zu Konfuzius. Konfuzius beantwortet die Frage, was ist
das Wichtigste ? mit dem Satz : "Treue zu sich selbst und Güte zu anderen."
(Siegfried Unseld, Hesse Verleger im Suhrkamp-Verlag)*

Vorbemerkung

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um einen Essay. Literaturangaben finden sich jeweils am Ende der einzelnen Kapitel; ein Literaturverzeichnis zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema gibt Empfehlungen im Anhang der Arbeit.

Inhaltsverzeichnis

1. Die reinigende Kraft des Gewitters. Über polares Denken	Seite 1
2. Bei Eduard Mörike in Cleversulzbach	Seite 3
2.1. Interpretation des Textes <i>In der Frühe</i> (1828)	Seite 5
2.2. Interpretation des Textes <i>Um Mitternacht</i> (1827)	Seite 7
3. Back to the roots - Friedrich Schiller	Seite 9
4. Tübingen - das Stift, die Stiftler und die Dialektik	Seite 11
5. Kloster Bebenhausen - Schelling	Seite 14
6. Weggental - der Feldweg und die Kehre (Martin Heidegger)	Seite 17
7. Exzentrische Bahnen	Seite 20
8. Die Heimkehr des Geistes	Seite 25
Weiterführende Literatur	Seite 29

1. Die reinigende Kraft des Gewitters (6. Juni 2015) - Über polares Denken

Eine exzentrische Bahn einzuschlagen, bedarf des Mutes aufzubrechen. Ich habe gezaudert und den Bedenken der Vorsicht nachgegeben : ein heftiges Gewitter und weitere, unterwegs drohende, haben den Start meiner Reise um einen Tag verschoben. Ein be-denklicher Beginn, Anlass nach-zu-denken.

"Die warmen Luftmassen liefern Wolken, die an heißen Tagen aufsteigen. In großen Höhen, wo die Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt, bildet sich dann an der Wolkenoberseite eine kalte Kappe aus Eiskristallen. Und jetzt kommt die Elektrizität ins Spiel: Beim Aufsteigen laden sich die Wassertropfen in der Wolke negativ auf. Die Eiskristalle sind dagegen positiv geladen. Durch diese Ladungstrennung haben wir alle Komponenten für ein saftiges Gewitter beisammen. Wir haben ein kaltes, positiv geladenes Wolkendach und einen negativ geladenen, erdnahen Wolkenbauch und zwischen beiden eine schmale neutrale Zone. Wenn die Spannung in diesem elektrischen Feld immer weiter wächst, sind Entladungen schließlich unvermeidlich. Es kommt zu einer Art Kurzschluss innerhalb der Wolke oder zwischen Wolke und Boden, die wir als Blitzschlag wahrnehmen."

Auch wenn dieser Text (dem Bildungskanal "Bayern alpha" entnommen) Bilder ("Wolkendach" / "Wolkenbauch") und umgangssprachliche Formulierungen ("saftiges") enthält, ist er in die Kategorie 'naturwissenschaftlich orientierter Sachtext' einzuordnen. Als solcher versucht er, einen Vorgang - weitestgehend neutral, da intersubjektiv überprüfbar - zu beschreiben und zu erklären. Anders der literarische Text - wer denkt nicht an Werthers und Lottes erste Begegnung : *Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah gen Himmel und sah auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte : "Klopstock !"* Hier werden Beobachter beschrieben, die anders wahr-nehmen; ihr Blick sieht nicht nur und gibt sich damit auch nicht mit der Erfassung der Oberfläche zufrieden, sondern er "durchdringt" die Gegend, versucht also die Tiefendimension auszuloten und in der Folge auch zu einer Bewertung zu kommen : "herrliche" / "erquickendste Wohlgeruch" / "warmen". Und als ihnen gemeinsame Botschaft ihres Einverständnisses greifen sie zu einem intertextuellen Vergleich : "Klopstock". Dieser hatte in seinem Gedicht "Die Frühlingsfeier" die Natur *in Entzückung* als all-beseelt besungen und bedankt : *Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an, / Denn du, / Namenloser, du / Schufest sie.* Der Schöpfer ist namenlos, also durch keinen Namen begrenzt, wie auch die Schöpfung unbegrenzt ist in der unendlichen, wechselseitigen Spiegelung von Makrokosmos und Mikrokosmos. Dieser Schöpfer ist allgegenwärtig, er i s t seine Schöpfung und er zeigt sich in ihr durch die belebende Kraft des Gewitters, ein *Segen der Erde*, reinigend und Kraft spendend (*Nun ist - wie dürstete sie - die Erd' erquickt ! / Und der Himmel der Segensfüll' entlastet*), um nach dem Gewitter selbst zu erscheinen : *In stillem, sanftem Säuseln / Kommt Jehova, / Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens !*

Die Ausrichtung und die Ausführung der beiden Textarten, beide das Thema "Gewitter" betreffend, zeigen also ein je unterschiedliches Selbstverständnis. Beide thematisieren aber das gleiche Naturschauspiel, und beide greifen bei ihrer Darstellung auf das Wirkverhältnis zweier Pole zurück. Der sich als wissenschaftlich verstehende Text spricht von "positiv geladen" und "negativ geladen". Im Bereich dieses Denkens ist die Konsequenz der Berührung ein "Kurzschluss", in der Einschätzung also negativ angesehen. Wie anders sieht das bei Goethe und Klopstock aus ! Hier zeigt die Folge der Begegnung der unterschiedlich aufgeladenen Pole eine erquickte Erde und einen der Segensfülle entlasteten Himmel. Wir können von einer eutonisch-wohlgestimmten Katharsis reden, einer Reinigung, so wie man sich in der Theorie des griechischen Dramas vorgestellt hat, dass der Zuschauer, indem er der Konfliktbewältigung auf

der Bühne beiwohnt, seine eigenen Probleme bewältigen lernt, oder wie man in der psychotherapeutischen Behandlung meint, auf diese Weise innerseelische Konflikte aufarbeiten zu können. (Hier erhalten die Begriffe Klopstocks - Segen / Frieden - ihre nachhaltige Bestätigung).

In der literarischen Schau hat das Aufeinandertreffen qua Wechselwirkung der Pole also eine produktive Veränderung gebracht. Verallgemeinern wir diese Betrachtungsweise, kommen wir zu einer erkenntnistheoretischen Einstellung, die wir dem Grundmuster entsprechend eine "polare" nennen. Darunter verstehen wir ein Wirkverhältnis zweier gegensätzlich ausgerichteter Momente, die, indem sie aufeinandertreffen, sich nicht ausschließen, sondern sogar fordern und - was noch bedeutsamer ist - auch fördern. Goethe spricht, wenn er das Ergebnis des Zusammentreffens mit der Ausgangslage vergleicht, von einer Steigerung.

Als Beispiel aus dem zwischenmenschlichen Bereich mag das gelungene Gespräch dienen. Wir stellen uns zwei Gesprächspartner mit unterschiedlichen Auf-Fassungen vor, die über das Gespräch miteinander a) erkennen, dass ihre jeweiligen bisherigen An-Sichten einseitig und damit unzureichend waren, und die b) sich auf diese Weise veranlasst sehen, neu nachzudenken, sich miteinander auseinanderzusetzen und über diesen Prozess viel differenziertere Ansichten zu gewinnen, als sie ihnen vorher - vereinzelt - zuteil waren. In diesem Zu-Gewinn liegt die Steigerung, und es ist unmittelbar einsichtig, dass die umso größer ausfällt, je unterschiedlicher (und damit vielfältiger) die Meinungen sind, die die Gesprächsteilnehmer mitbringen.

Diese Erkenntnistheorie, ernst genommen, führt zu einer so ungeheuren Erweiterung und Bereicherung a) unserer Überlegungen und b) unseres Verhältnisses zueinander, dass ich sie unter dem Namen "vagabundierendes Denken" für die derzeit fruchtbarste halte. Das Erstaunliche ist, dass sie eigentlich zugleich die älteste ist; ihre lange Tradition ist schon in der asiatischen Welt-Anschauung verwurzelt (Beispiel : Yin-Yang) und geht ihren Weg nach Europa über die ersten griechischen Philosophen, die sog. 'Vor-Sokratiker', und über die christliche Philosophie des Mittelalters (Nikolaus von Kues) bis in die Neuzeit zu Goethe etwa und Hermann Hesse.

Das Bemühen, auf polare Weise erkennen zu wollen (dieses "wollen" zeigt an, dass hinter jeder erkenntnistheoretischen Einstellung eine bewusste Entscheidung des Subjekts für die eine oder die andere Methode steckt), geht also davon aus, dass es Sinn macht, wenn zwei "unterschiedlich aufgeladene" Gesprächspartner sich austauschen. In ihrem Gespräch wird es zweifelsohne nicht zu einer "wahren" Erkenntnis kommen, aber im Bemühen der Partner, in ihrem wechselseitigen Studium der Verhältnisse (studere = sich bemühen) ist die Aura der Wahrheit gleichsam anwesend. Mehr wird menschliches Erkennen nicht erreichen können, aber - so durchgeführt - ist es lustvoll besetzt und gewinnt obendrein, so paradox es klingen mag, durch hinzukommende, noch weiter abweichende Meinungen an Wohl-Spannung.

Besonders "spannend" sind unsere Fragen in Bereichen, in denen uns jegliches Anschauungsmaterial fehlt, die uns ob ihrer Bedeutung aber umso stärker angehen. Das sind dann meta-physische Fragen (z.B. die Frage nach Gott /einem "Sinn" in der Welt). In der Tradition polaren Denkens hat sich auch in dieser Frage eine Vor-Stellung entwickelt : Man geht, ohne es beweisen zu können (wie auch ?), davon aus, dass hinter dem polaren Wechselspiel ein Gesamtzusammenhang aller möglichen Wechselspiele zu denken ist, der, würde man ihn erkennen können, uns die Wahrheit zeigen würde. Da wir aber schon Mühe haben, die einzelnen Wechselverhältnisse zu erkennen, ist dieser Gesamtzusammenhang nur eine Idee. Heraklit von Ephesos, genannt "der Dunkle", hat um 500 vor Christus diese Idee in ein Bild gebracht : Eine Leier ist ein Musikinstrument, dessen Rahmen mit seinem Zug für den Gesamt-Zusammenhang sorgt, während die einzelnen Saiten - jede für sich und damit vereinzelt strebend - dagegenhalten. Lasse ich der einzelnen Saite ihren "Willen", wird sie niemals in den wohltönenden

Zusammenklang einstimmen können. Ihr partikulares Bestreben lässt diesen nicht zu. Das Einzelne in seinem Bestreben ist disharmonisch ausgerichtet und wird erst vom Gesamt in eine Harmonie gebracht. *Sie begreifen nicht, dass es, das All-Eine, auseinanderstrebend zusammengeht wie der Bogen und die Leier.*

Dieser Idee sowie dem polaren Wechselspiel fühlen sich die schwäbischen Denker, von denen wir hier sprechen wollen, verpflichtet. Was es damit im Einzelnen auf sich hat, wird in den folgenden Kapiteln zu erläutern sein. Den heutigen Einstieg in diese Begriffswelt sollen Zitate Hermann Hesses abschließend veranschaulichen :

Ich möchte einen Ausdruck finden für die Zweiheit, ich möchte Kapitel und Sätze schreiben, wo beständig Melodie und Gegenmelodie gleichzeitig sichtbar wären, wo jeder Buntheit die Einheit, jedem Scherz der Ernst beständig zur Seite steht. Denn einzig darin besteht für mich das Leben, im Fluktuieren zwischen zwei Polen, im Hin und Her zwischen den beiden Grundpfeilern der Welt. Beständig möchte ich mit Entzücken auf die selige Buntheit der Welt hinweisen und ebenso beständig daran erinnern, daß dieser Buntheit eine Einheit zugrunde liegt (...). Für mich sind die höchsten Worte der Menschheit jene paar, in denen diese Doppeltheit in magischen Zeichen ausgesprochen wird, jene wenigen geheimnisvollen Sprüche und Gleichnisse, in welchen die großen Weltgegensätze zugleich als Notwendigkeit und als Illusion erkannt werden.

(aus : Hermann Hesse, Kurgast)

"Wir sollen nicht aus der Vita activa in die Vita contemplativa fliehen, noch umgekehrt, sondern zwischen beiden wechselnd unterwegs sein, in beiden zu Hause sein",

(aus : Hermann Hesse, Das Glasperlenspiel)

Literatur

- Hesse, Hermann : Die Einheit hinter den Gegensätzen (eine Auswahl an Texten, herausgegeben von Volker Michels), Frankfurt am Main 1986 (und öfter)
- Mollowitz, Bernd : Heraklit - Dunkles aus Ephesos (unter www.philosophersonly.de)

2. Bei Eduard Mörike in Cleversulzbach (7. Juni 2015)

Der Tag geht besser an - das Wetter ist freundlich und ich fahre entspannt über Nebenstrecken ins Ländle, und als ich gegen Mittag in Cleversulzbach bei Heilbronn ankomme, brennt die Sonne schon ganz ordentlich vom Himmel. Zur Zeit Mörikes hatte der Ort etwa 200 Einwohner, und obwohl sich diese Zahl bis heute vervierfacht hat, liegt doch eine beschauliche Ruhe über der Hauptstraße, die sich durch den Ort windet, vorbei an der Kirche, in der Mörike tätig war. Ein schattiger Parkplatz ist gefunden, und so steige ich die kleine Treppe zwischen Kirche und Pfarrhaus, das heute als Museum ausgebaut ist, hinan. Die Kirche ist schmucklos und bietet dem Auge des Fotografen keinen Anreiz; das Pfarrhaus liegt sauber restauriert an einem von Bäumen beschatteten Platz, der zum Verweilen einlädt. Dazu nehme ich mir aber, da ich hier am Ort nur eine Pause einlege, nicht die Zeit, sondern suche sogleich das Museum auf.

Innen nimmt mich ein ebenfalls gut restaurierter, heller Raum auf, dessen Atmosphäre sogleich warm und freundlich auf mich wirkt. Ich bin offensichtlich der einzige Besucher, und mich beschleicht das Gefühl, ich könnte auch für den Rest des Tages der einzige bleiben. Durch die geöffneten Fenster strömt Wärme ein, und der leichte Wind bewegt die weißen Gardinen, auf denen - eine gute Idee - Mörike-Gedichte aufgedruckt sind. Die Ausstellung wirkt etwas altbacken, und da ich nicht die erforderliche Ruhe aufbringe, bin ich durch die drei Etagen mit Zeugnissen aus Mörikes Leben und seiner Zeit schnell durch. Neues erfahre ich nicht, da ich

mich schon Tage zuvor mit Mörike beschäftigt habe; einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen die Aura des behaglich-idyllischen Hauses sowie die Aussichten in die nähere und weitere Umgebung. Zum Abschluss kaufe ich mir, ohne sie gehört zu haben, eine CD mit jazz-orientierten Vertonungen von Mörike-Gedichten, die den Soundtrack für die nächsten Tage abgeben werden. Über die - um Stuttgart immer gut gefüllte - Autobahn geht es zu meiner Unterkunft nach Rottenburg, wo ich gleich am Ortseingang (auf einer Hauptstraße mit Tempo 30 !) zur Begrüßung geblitzt werde. Diese Art des Gewitters ist so gar nicht nach meinem Geschmack.

Eduard Mörike (1804 - 1875) gilt in der landläufigen Beurteilung als 'Idylliker'. (Wikipedia : Der Ausdruck Idyll (auch: Idylle) bezeichnet heute harmonisch verklärtes ländliches Leben. Man meint damit meist ein Bild oder einen Zustand, die auf den Betrachter beschaulich und friedlich wirken. Das Wort stammt vom Griechischen *eidyllion* und bedeutet ursprünglich „kleines, eigenständiges Gedicht“ oder „Bildchen“.) Sein Leben, vor allem in Cleversulzbach, hat - äußerlich betrachtet - dieses Urteil nahegelegt, sein Werk indes nicht, wie zu zeigen sein wird. Dass Nietzsche, der gerne kompromisslos formuliert und schon über Schiller das bornierte Urteil eines "Moraltrumpeters von Säckingen" gefällt hat, Mörikes Existenz als ein "dumpfes deutsches Stubenglück" bezeichnet und sein Werk als "süßlich weichliches Schwimmschwimm und Kling-Kling" abgetan hat, muss man nicht ernst nehmen (Nietzsche eben). Ebenfalls gut einordnen kann man das Urteil des Literaturkritiker Georg Lukàcs, der aus seiner marxistisch orientierten Sicht heraus (leider) durchaus einseitig zu argumentieren weiß. Er sieht in Mörike ebenfalls eine "idyllische Begabung", die die "reaktionäre Literaturgeschichte" zum "Helden" gemacht habe : "Mörike ist ein Spätling der besten romantischen Bestrebungen, freilich zugleich auch jener, in denen der Spießbürger die Romantik, die einst so kriegerisch gegen ihn auszog, friedlich lieblich umarmt und verschlingt."

Der Germanist Emil Staiger sieht in Mörike einen Spätling, der müde sei, ehe er begonnen habe, der aus der Vergangenheit lebe und wehmütig dem Verlorenen nachhänge. Differenzierter schätzt Hart Nibbrig in seiner Arbeit über Mörikes "Verlorene Unmittelbarkeit" dessen Erinnerungsarbeit ein, die "nicht Leere und Stagnation" bedeute, sondern "Sammlung" meine und der "Quell neuer Kräfte" sei. Ähnlich beurteilt Theodor W. Adorno das lyrische Werk Mörikes : "In der industriellen Gesellschaft wird die lyrische Idee der sich wiederherstellenden Unmittelbarkeit, wofern sie nicht ohnmächtig der romantischen Beschwörung eines Vergangenen verfällt, immer mehr zu einem jäh Aufblitzenden, in dem das Mögliche die eigene Unmöglichkeit überfliegt." (Rede über Lyrik und Gesellschaft) Die "eigene Unmöglichkeit" meint die zeitbedingte Beschränkung, unter der ein Künstler lebt; so auch Mörike, dessen Leben wir jetzt ausschnitthaft nachspüren wollen.

Eduard Mörike gehört zu der Gruppe derjenigen, die (primär auf Wunsch der Eltern, ihren Sohn kostenlos ausgebildet und später auf einer Pfarre gut versorgt zu sehen) die theologische Laufbahn einschlagen; diese führt meist über niedere Klosterschulen zur höheren Ausbildung im Tübinger Stift, das sich über Jahrhunderte als Kaderschmiede einer gut ausgebildeten Intelligenz erwiesen hat. Schon im 16. Jahrhundert soll der schwäbische Humanist Nikodemus Frischlin das Stift mit dem trojanischen Pferd verglichen haben, aus dessen Leib viele Geisteshelden herausgestiegen seien. Von einem "trojanischen Pferd" zu sprechen, das die potentiellen Gegner in die eigenen Mauern bringt, kann in diesem Fall tatsächlich zutreffen, da die intelligentesten unter den Stiftlern nach ihrer Ausbildung keinerlei Interesse haben, auf einer Pfarre zu versauern. Mörike geht es in dieser Hinsicht ähnlich wie vordem Hölderlin - beider Mütter beharren auf dem Berufsziel Pfarrer, beide Söhne können und wollen sich damit nicht abfinden. Mörike betreffend, formuliert sein Biograph (und Herausgeber seiner Schriften), Harry Maync : "In immer nähere Aussicht trat ihm sein künftiger Beruf, und immer mehr schreckte er vor ihm zurück, weil er seinen Lebensinhalt in der Dichtkunst erkannt hatte."

Gegen seinen Willen beginnt er eine Wanderung als Pfarrvikar (dieser hat den Pfarrer in seiner Arbeit zu unterstützen, ohne den Rechtsstatus eines Pfarrers zu erhalten), die ihn zu einigen kurzfristigen Aufenthalten im schwäbischen Ländle führt (stets begleitet von Mörikes Versuchen, sich - meist aus fragwürdigen Krankheitsgründen - aus dem Dienst beurlauben zu lassen).

Der einzig längere Aufenthalt (über 9 Jahre von 1834 - 1843) ist ihm in Cleversulzbach gewährt; hier übernimmt er seine erste und einzige Pfarrstelle, bevor er (im Alter von 39 Jahren !) aus gesundheitlichen Gründen pensioniert wird. Er ist ein im Ort beliebter Pfarrer, wenn er es mit seiner Dienstausbübung auch nicht immer sehr genau nimmt. "So ließ er die Freunde wohl sonntags in seiner Kirche an seiner Statt predigen, während er selbst vergnüglich lauschend draußen unter dem geöffneten Kirchenfenster im Rasen lag." So der Biograph Harry Maync, dessen Einschätzung wir noch auf ein paar Eindrücke folgen wollen : "Das 'gehetzte Wild' hatte seinen Zufluchtsort gefunden, der sorgenüberhäufte Dichter eine, wenn auch sehr bescheidene, Stellung, die ihn aufatmen ließ. Im Anfang freilich zeigte er sich menschen scheu und verschlossen und fand sich nur schwer in die neuen Verhältnisse hinein. Doch dauerte es nicht lange, da hatte er seine Dorfidylle so eng umspinnen, mit der anschniegenden Liebe seines weichen Gemüts, dass all seine Poesie dieser Zeit mit Cleversulzbach innig verwachsen ist. (...) Mehr als in der Kirche näherte er sich im täglichen Verkehr seinen Bauern." Diese aber waren doch recht erstaunt über das eigenartige Verhalten ihres Pfarrers, der gerne allein im Wald umherstreifte und in eine poetische Welt entschwebte, die ihnen verschlossen blieb. Ein Jahr vor seiner Pensionierung "berichtete der Dekan an das Konsistorium, dass die Gemeinde ihren Pfarrer 'sehr gerne hört und überhaupt schätzt', aber doch die volle Amts betätigung bei ihm vermisste; sie sei 'zufrieden, wenn seine Vorträge auch noch so kurz wären.'"

Es wird Zeit, die biographische Ebene zu verlassen und in die Tiefen des Werkes hinabzusteigen, um zu überprüfen, ob seine Lyrik der Zeit wirklich mit der Dorfidylle, wie behauptet, so innig verwachsen ist. Gegenstand unserer Untersuchung sollen zwei Nacht-Gedichte sein, die zwar aus der Vor-Sulzbacher-Wanderzeit als Vikar stammen, meinem Verständnis nach aber typisch für Mörike sind.

2.1. Interpretation des Textes "In der Frühe" (1828)

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort geht schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster –
Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! Schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

'Etwas literarisch zu verfassen' meint 'es zu formen'. Von Heinrich Böll stammt der Hinweis, dass es primär auf die Form eines Textes ankomme; der Inhalt werde beiläufig geschenkt. Das heißt - in meinen Augen - nicht, dass man jetzt als Interpretierender wie ein Erbsenzähler an ein filigranes Gebilde, wie ein Gedicht es darstellt, herangehen sollte nach dem Motto : der gut geschulte Germanist packt sein Sezierbesteck aus und bearbeitet die Form seines 'Gegenstandes' so lange und so intensiv, bis er unter seinen Händen zerbröckelt ... Nein, Mörikes Gedichte öffnen sich einer ganz anderen Art von Begegnung.

Dieser Text fällt - wenn wir ihn denn überhaupt in eine Kategorie einordnen, in eine Schub-

lade stecken wollen - in den Bereich der Lyrik. Dieser Begriff stammt von Bild der Lyra ab, einem harfenähnlichen Musikinstrument, und dieser etymologische Hinweis zeigt uns, dass Texte dieser Art zur Musik vorgetragen oder laut gelesen werden sollten. Wer letzteres an dem vorliegenden Text ausprobiert, wird sehr schnell merken, dass nach der sechsten Zeile sich etwas verändert : das Metrum wandelt sich von einem Jambus (mit der alternierenden Betonung jeweils auf der zweiten Silbe) in einen erstsilbenbetonten Trochäus. Sodann werden wir bemerken, dass dieser Einschnitt (wir sprechen von einer 'Zäsur') sich auch optisch darstellt : der Gedankenstrich kündigt ihn an, und die siebte Zeile kennt im Unterschied zu den anderen Zeilen nur zwei Hebungen.

Mit der Erfahrung dieser Struktur gehen wir an die inhaltliche Deutung. Wir wissen, dass der Jambus das üblichere, gewohntere Maß unseres Sprechens ist (was bei dem Vortrag eines Gedichtes leicht den Eindruck eines Leierkastens vermittelt - man sagt ja auch, jemand leierte seinen Text herunter), während der Einsatz des Trochäus oft auf Beweglichkeit verweist. Die sechs jambischen Verszeilen unseres Gedichts beschreiben einen Zu-Stand, in dem der Sinn zwar "verstört" ist und ob dieser Verstörung "wühlet", aber diese Form der Bewegung spielt sich innerhalb eines Teufelskreises ab, aus dem anscheinend kein Ausweg zu finden ist und der damit als stetig sich wiederholender Kreislauf statisch ist. Wir alle kennen diesen Teufelskreis, wenn wir entweder nicht einschlafen können oder aus einem Albtraum erwachen und uns in unseren Gedanken verfangen. Als "Nachtgespenster" empfinden wir dann unsere Gedanken; sie sind nicht fassbar, nicht regulierbar, und somit quälen sie uns.

Verlasse ich nun die werkimmanente Ebene, in der nur der reine Text zählt, und ziehe historisch-biographische Daten als mögliche Einflüsse hinzu, so steht das lyrische Ich hier zum einen für das biedermeierliche Individuum der Zeit, das seinen Subjektstatus nicht ausleben darf; nicht umsonst hat es sich nach der Zerschlagung der Hoffnungen auf eine 'Revolution von unten', die ihm eine Partizipation an der Entwicklung des Geschehens ermöglicht hätte, in der Folge der Restauration in sein Inneres zurückgezogen. Der Name Bieder-Meier spricht für sich. Auf das Individuum Eduard Mörike bezogen, spielen seine privaten Lebensumstände eine zusätzliche Rolle : Er ist in seinem theologischen Beruf unbefriedigt und zudem ökonomisch in einer äußerst problematischen Situation; die hypochondrischen Krankheitsanwandlungen sind nur Ausdruck der Gesamtmisere - aber sie wirken in der konkreten Situation des Schlaf-findens negativ auf ihn ein.

Was tun ? Wie eine Veränderung, die Bewegung zur Folge hat, herbeiführen ? Das lyrische Ich 'legt den Schalter um' durch einen Auftrag an sich selbst : ängstige dich nicht mehr ("ängste" kann hier nicht anders verstanden werden denn als Kurzform des Imperativs) und quäle dich nicht länger. Aber der bloße Imperativ allein genügt nicht - es bedarf einer Perspektive, und die wird hier durch die "Morgenglocken" repräsentiert. Auf sie gilt es nun näher einzugehen.

Zum einen ist da die intertextuelle, literarische Erfahrung des spätromantischen Umgangs mit dem Bild des Morgens anzuführen. Zeitgleich formuliert Joseph von Eichendorff in seinem Gedicht "Der Morgen" : *Hinaus, o Mensch, weit in die Welt / Bangt dir das Herz in krankem Mut / Nichts ist so trüb in Nacht gestellt / Der Morgen leicht macht's wieder gut.* Das Licht des Morgens weist dem in krankem Mut bangenden Herzen ("Mut" steht hier für die Gestimmtheit; vgl. das englische 'mood') den Weg. Mörike lässt sein lyrisches Ich aber zudem von Morgen-"Glocken" sprechen. Sie sind ihm offensichtlich nicht einfach nur akustische Zeichen, sondern verweisen auf des Dichters Bindung an die hinter dem Läuten der Glocken sich offenbarende Sphäre des Religiösen. Scheuen die Stiftler auch die beschränkte und beschränkende Position eines Pfarrers, so können sie doch ihre theologische Ausbildung nicht verhehlen. Das wird auf unseren weiteren Etappen noch eine Rolle spielen. Hier, in diesem Gedicht, beenden die akustischen Zeichen der Morgenglocken nicht nur eine ver-zweifeln-de Gestimmtheit, sondern wandeln sie sogar um in die gegenteilige Emotion, in Freude, und da diese reflektiert ist (ein, wie sich zeigen wird, wesentlicher Vermittlungs-Schritt bei Mörike), geht diese Wandlung tiefer, verlässt die oberfläch-

lich emotionale Ebene und eröffnet eine neue Perspektive unserer Persönlichkeitsentwicklung. Da kann mit Recht von einem "Quell neuer Kräfte" (Hart Nibbrig) gesprochen werden.

2.2. Interpretation des Textes "Um Mitternacht" (1827)

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
 Und kecker rauschen die Quellen hervor,
 Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
 Doch immer behalten die Quellen das Wort,
 Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenen Tage.

Wir gehen den gleichen Weg wie beim vorangegangenen Gedicht und lesen es laut. Dabei machen wir eine ähnliche Erfahrung : innerhalb der Strophen wechselt das Metrum (hier von einem reinen Jambus in den jeweils ersten 4 Zeilen zu einer daktylisch gebrochenen Gangart in den jeweils zweiten 4 Zeilen), durch welchen Wechsel wie im vorangegangenen Gedicht eine Bewegung thematisiert wird, eine polar strukturierte Entwicklung von je einer unbewegten zu einer bewegten Phase.

Schauen wir uns die ersten vier Zeilen genauer an : Thematisiert wird hier die Nacht, und da sie personifiziert wird, erscheint sie als ein Phänomen mit menschlichen Eigenschaften. Unsere Zuordnung "unbewegt" zu diesen Zeilen trifft zu, da die einzig vorkommende Bewegung (stieg) im Präteritum steht und damit der Vergangenheit angehört. Auch die Entscheidung, sich anzulehnen, muss bereits abgeschlossen sein, so dass die Nacht nun als in einer Ruheposition befindlich beschrieben wird. Die modale Bestimmung "träumend" unterstützt diese Ruhehaltung : Träume ich, so bin ich ein Stück weit aus der Realität zurückgetreten, und obwohl die Tageszeit mit "Nacht" angegeben wird, ist der beschriebene Traum ein Tagtraum, ein Traum mit offenen Augen also, der nicht reproduzierend Vergangenes aufarbeitet, sondern der produktiv tätig ist, indem die Phantasie ihre eigenen Bilder entwerfen kann. Das Prädikat "sieht" verweist also eher auf ein kontemplatives Betrachten, auf eine Tiefen-Schau, und wenn in dieser Schau die Zeit "stille ruht" auf einer "goldenen Waage", so heißt das, dass sie aufgehoben ist, dass die Belastungen durch die Zeit in beiden Waagschalen in diesem Bild ausbalanciert sind. Zeit aber ist ein Begleiter unseres Bewusstseins - ist sie aufgehoben, deutet das auf eine Art meditativer Versenkung hin, in der der kontemplativ Betrachtende das Bewusstsein seiner Einzel-Existenz eintauscht gegen das Gefühl kosmischer Verbundenheit.

Die Frage bleibt, was die träumende Nacht in diesem Zustand imaginiert. Die ersten vier Zeilen der zweiten Strophe können da weiterhelfen. Wenn da von einem "Joch" der flücht'gen Stunden gesprochen wird, kommt dem Attribut "gleichgeschwungnes" zentrale Bedeutung zu, da es die Zuordnung Joch = Zwang verbietet und auf eine heute vergessene Wortbedeutung verweist : es handelt sich um eine gleichgeschwungne hölzerne Stange, die ein Träger sich auf

Nacken und Schulter legt, um auf jeder Seite gleichschwere Lasten (z.B. Wassereimer) tragen zu können. Dieses Verständnis korrespondiert mit dem bereits bekannten Bild der Waage. Neu aber sind in dieser Strophe das Klingen und "des Himmels Bläue". Ausgehend von der Tageszeit (es ist Nacht) entspricht der Bläue der nachtschwarze Sternenhimmel - dass dieser "klingen" soll, erinnert an alte Auffassungen der sizilianischen Sekte der Pythagoreer, die in der Verbindung von Zahl und Musik den einigenden, strukturgebenden Weltgrund zu erkennen meinten, auf den alle einzelnen Dinge als auf ihren Gesamtzusammenhang (man vergleiche Seite 2) zurückverwiesen. Dieser Zusammenhang - im Sinn der Pythagoreer - "klingt" im musikalisch-mathematischen Verhältnis, ist nicht nur eine Sphären-Harmonie, sondern auch eine Sphären-Musik. (In den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat der profunde Jazz-Kenner Joachim Ernst Berendt diesen Gedanken als leitenden für seine Behauptung "Die Welt ist Klang" aufgegriffen.) Strukturähnlich ist die Erfahrung der Nacht, und wir unterlegen ihrem Tagtraum beispielhaft ihre "Anlehnung" an die Idee eines solchen Gesamtzusammenhanges, einer solchen Einheitsvorstellung, der sie sich öffnet.

Auf den Begriff gebracht wird diese Vorstellung - etwa bei Goethe oder Hölderlin - mit dem Terminus "Ruhe in der Bewegung". Polares Denken, wie gesehen, fordert aber auch den Gegenpol, der sich als "Bewegung in der Ruhe" versteht, und der wird im vorliegenden Gedicht von den Quellen vertreten. Sie nehmen die Verszeilen mit bewegterem Metrum in Anspruch. Dem Bild einer immerfort sprudelnden Quelle entsprechend, treten sie "kecker" in Erscheinung und "rauschen" hervor, ja, da das Gesamtbild, wie gesehen, musikalisch fundiert ist, "singen" sie. Mit ihrem Gesang erinnern sie die Mutter, die von der Einheit träumende Nacht, daran, dass dieser als über-zeitlich erfahrenen Einheit in polarem Verständnis die bewegliche Vielfalt des Mannigfaltigen an die Seite zu stellen ist, die sich per Erinnerung als ein zeitlich geprägtes Bewusstsein - hier repräsentiert durch die Betonung *vom vergangenen Tage* - zu erkennen gibt.

Diese Erinnerung ist not-wendig, und da die Nacht "müd" ist und lieber in ihrem Traum bleiben will, statt sich an der Realität (dem Mannigfaltigen des Tages) abzarbeiten, müssen die Quellen "das Wort behalten". Sie sind sozusagen Wort-Führer im Dienst des erst im Wechselspiel von Einheit und Mannigfaltigkeit sich zeigenden, polar strukturierten Ganzen. Wie un-nachgiebig die Quellen ihre Aufgabe verrichten, zeigt der Dichter an zwei bedeutsamen Veränderungen : Nach Zeile 4 der Strophe steht nicht mehr das Verbindung signalisierende Semikolon, sondern ein Punkt, und die Konjunktion "und" wird durch eine nachdrückliche konzessive Einräumung ("doch") ersetzt.

Wenn wir dieser Text-Auslegung folgen (Interpretationen sind Verstehens-Angebote), so zeigt Mörike als typisch schwäbischer Vertreter des polaren "sowohl-als auch"-Denkens auf, wie wichtig es für uns ist, dieses Wechselspiels eingedenk zu sein. Diese Erinnerung ist - wie oben formuliert - not-wendig, also unerlässlich für eine Wende der Not, die den Weltzustand, der damals wie heute durch Selbstsucht, die zur Vereinzelnung führt, geprägt war und ist, abzulösen in der Lage ist durch den Gedanken der lustvollen Wechselwirkung (Wohl-Spannung) von Selbst-Behauptung (Eigen-Sinn) einerseits und ganzheitlicher Orientierung (Solidarität) andererseits. Schiller beschreibt den problematischen vorherrschenden Gesellschafts-Zustand (im 5. seiner "Ästhetischen Briefe") wie folgt : *Wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu flüchten*. Wie sein Rat zur Veränderung aussieht, werden wir im nächsten Schritt thematisieren.

Nietzsche hat beide, Schiller und Mörike, mit abwertenden Bezeichnungen belegt. Man darf vermuten, dass der von ihm propagierte "Wille zur Macht" ein Verständnis des polaren Wechsel-Spiels verhindert. Dessen Spiel-Regeln passen nicht zu einem Herrschaftsanspruch, der sich in der Ausgrenzung der Anderen manifestiert. Mörikes Lyrik jedenfalls - das sollte gezeigt werden - ist mehr als ein "Schwimm-Schwimm und Kling-Kling". Ich denke, es wäre gut, wenn wir ihn "das Wort behalten" ließen.

Literatur

- Berendt, Joachim Ernst : Nada Brahma. Die Welt ist Klang. Frankfurt am Main 1983
- Hart-Nibbrig, Christiaan : Verlorene Unmittelbarkeit. Zeiterfahrung und Zeitgestaltung bei Eduard Mörike. Bonn 1973
- Hesse, Hermann : Eigensinn macht Spaß. Individuation und Anpassung. (Textauswahl) Frankfurt am Main 1986 (und öfter)
- Maync, Harry : Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Stuttgart 1944⁵
- CD "Rosenzeit" (Interpreten : Saltacello, Sandra Hartmann) FTM 8012

3. Back to the roots (8. Juni 2015) - Friedrich Schiller

Diese Reise war geplant als komplementäre Ergänzung zu den Fahrten am Beginn meiner Ausbildung Anfang der 70er - als eine Art vergleichender Bestandsaufnahme. Was hat sich geändert (vor Ort und bei mir), was hat sich erhalten ? Heute nun ist das Wetter extrem ungemütlich, denn es regnet unaufhörlich. Gelegenheit, erinnernd des Anfangs zu gedenken.

Wer die altherwürdigen Mauern des humanistischen "Gymnasiums zu Crefeld" mit den lockeren Umgangsformen des Schiller-Gymnasiums in Köln getauscht hat (in der neunten Klasse), der hat die ganze Bandbreite des pädagogischen Eros Mitte der 60er-Jahre am eigenen Leib erfahren. Der Dank gilt sowohl der grundsoliden, anspruchsvollen Unterweisung auf der einen wie der offenen Zuwendung zu den Lerninhalten auf der anderen Seite. Beides möchte ich nicht missen. Dem Namensgeber des Gymnasiums folgend, führte die Mittelstufenfahrt in dessen Geburtsort Marbach am Neckar, eine Fahrt, die nachhaltig prägte und die Aura des Ortes nicht mehr vergessen ließ. Schiller wurde und blieb trigonometrischer Punkt aller weiteren Orientierung. Dies zu begründen, bedarf es an dieser Stelle einer Reduzierung auf Basis-Überlegungen; diese führen uns notgedrungen zu seinem Ausgangspunkt bei Kant zurück.

Kants Arbeit ist für unsere heutige Welt-Anschauung unerlässlich. Ihm haben wir zu verdanken, dass wir a) nicht mehr die Bestätigung unseres Erkennens in den Dingen suchen (sondern uns fragen, wie unser Bewusstsein strukturiert ist und welchen Einfluss es auf unser Erkennen hat) und dass wir b) aufhören, an metaphysische Fragen (also an solche, bei denen uns das Anschauungsmaterial fehlt - wie z.B. bei der Gottesfrage) mit wissenschaftlichem Anspruch herangehen zu wollen.

In der Analyse Kants zeigt sich der Mensch als "Bürger zweier Welten" : er ist einerseits als Körperwesen den Naturgesetzen unterworfen, fremdbestimmt den Reizen von außen ausgesetzt und im Erkennen rezeptiv, d.h. bloß aufnehmend; er ist andererseits als Geistwesen frei, selbstbestimmt (autonom) und im Denken spontan (selbsttätig und von der bloßen Orientierung an den Sinnesdaten unabhängig). Als ein solches Zwitterwesen wird er von zwei Seiten (dual) beansprucht, und da die beiden Seiten bei Kant so verschieden sind, dass zwischen ihnen keine Vermittlung möglich ist, sprechen wir von einem unauflösbaren Dual-ismus, einem Zwei-Prinzip (ein Prinzip lässt keine Ausnahme zu; der Dualismus kennt kein "sowohl-als auch", sondern nur ein "entweder-oder"). Die beiden Prinzipien widerstreiten also einander im Sinne eines Kampfes um Herrschaft und Knechtschaft. So sind die Möglichkeiten, die wir als Geistwesen haben, immer gefährdet durch die Neigungen und die Triebstruktur unseres Körpers, und da wir "aus krummem Holz geschnitzt sind", entwickelt Kant die Forderung (= kategorischer Imperativ), dass wir als Geistwesen uns über uns als Körperwesen zu stellen haben; da wir selbst die "uns Stellenden" sind, liegt in dieser Forderung an uns die Bedingung der Möglichkeit für unsere Freiheit (und in eins damit für unsere Menschen-Würde).

Schiller wird von Freunden an diese Philosophie herangeführt und ist beeindruckt. Aber er bringt sein schwäbisches Erbe, die ganzheitlich orientierte "sowohl-als auch"-Einstellung, schon mit und versucht daher, Kants Philosophie, die er schätzt, zu ergänzen. Sein Ziel wird es sein, zwischen den beiden Naturen des Menschen zu vermitteln. "Versöhnung" ist sein erkenntnisleitender Begriff.

Schiller sieht den modernen Menschen zerrissen vom "Antagonismus der Kräfte" - indem jeder im System der Arbeitsteilung sich nur einseitig ausbildet, bringt er zwar das System voran, kommt aber selbst über die Existenz eines Fragmentes nicht hinaus. *Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden.* (Hegel und Marx lassen grüßen.) *Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohr, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft.* (6. der "Ästhetischen Briefe")

Schiller als Idealist sieht die unglaubliche Potenz unseres Geistwesens, aber er sieht auch die Gefahr der Einseitigkeit. Der Mensch ist nunmal mit Geist und Körper ausgestattet, und daher weiß Schiller (als ausgebildeter Mediziner) um die pathogenen Auswirkungen jeglicher einseitigen Orientierung. Das hat Folgen auf seine Ethik : Ist es nach Kant unerlässlich, dass sich in Entscheidungsfragen der Geist (die Pflicht) gegen den Körper (mit seinen Neigungen) durchsetzen muß, empfiehlt Schiller dem Menschen, seinen Charakter soweit auszubilden, dass er sich zur "schönen Seele" entwickle, dass er aus Neigung (sozusagen selbst-verständlich) der Pflicht Genüge tue, dass also Pflicht und Neigung zusammengingen. (Für den Dualisten Kant ist das ein un-mögliches Unterfangen.)

Ein solcher Mensch im ausbalancierten Verhältnis seiner Naturen gewährt nach außen einen anmutigen, freien Anblick, während der unter dem (kategorischen) Imperativ Kants stehende Mensch ("Du sollst der Pflicht Genüge tun") immer angespannt und unfrei wirkt. Nun ist Schiller Realist genug zu wissen, dass dieser von ihm intendierte Ausgleich ein sehr hochgestecktes Ziel bedeutet; auch der anmutigste Mensch wird in Konfliktsituationen kommen, in denen er seine Ausgeglichenheit zu verlieren droht; in einem solchen Fall tritt Kants Aufforderung in ihre Berechtigung und der Mensch hat sich in solchen heftigen Konflikten (wenigstens) würdevoll zu zeigen. (Text : "Über Anmut und Würde", 1793)

Schiller ist von seiner Ausbildung her Arzt; er arbeitet sich zum Dozenten für Geschichte empor und hat - auch heute noch anerkannte - historische Abhandlungen verfasst; er ist ein begnadeter, psychologisch sehr feinnerviger Dramatiker und - über die Auseinandersetzung mit Kant - auch wichtiger Philosoph in der Entwicklung des Deutschen Idealismus. Und er ist Pädagoge - d.h. er fragt sich, was getan werden müsse, um dem Menschen ein solches ganzheitlich orientiertes Leben nahezulegen. Seiner Meinung nach muss der einseitig orientierte Mensch der Moderne einen Schritt zurück tun aus seiner Fixierung auf seine Bruchstück-Existenz. Es bedarf eines Werkzeuges, das von allen fremdbestimmenden Einflüssen unabhängig ist, um ihn zu sich selbst (Marx würde sagen : zu einer nicht-entfremdeten Existenz) zu bringen. Dieses von staatlicher und ökonomischer Einflussnahme freie Werkzeug sieht Schiller in der Kunst, und daher entwickelt er den Gedanken einer "ästhetischen Erziehung des Menschen".

Über eine solche Idee kann der total vereinnahmte Mensch von heute nur den Kopf schütteln - gerade der Bereich der Kunstausübung ist heute von der Profitgier besetzt. Schiller würde aber auch das ausblenden - ihm geht es um die Wirkung des Kunstwerkes auf das menschliche Bewusstsein. Das Kunstwerk soll Repräsentant einer inneren Ausgeglichenheit sein und in dieser Eigenschaft harmonisierend, das Bewusstsein ausbalancierend wirken. Dass hier eine typisch klassische und nicht moderne Kunstauffassung vorliegt, versteht sich von selbst. Das wirksame Kunstwerk wird gesehen als Repräsentant eines Ganzen, das seine Teile in einer "sinn"-

vollen Struktur hält, wobei Stoff (Material) und Form (Idee) in ausgleichender Wechselwirkung stehen, und gerade diese (so Schillers pädagogische Hoffnung) wird sich auf den Betrachter übertragen. Der "Kunstwerk"-Begriff ist dabei sehr weitreichend zu fassen; es geht nicht nur um Bildwerke, Skulpturen oder Gebäude, sondern um all das, bei dem ein "Künstler" Hand angelegt hat. Schiller ist mit diesen Auffassungen ein Sohn seines Landes, aber auch Über-Vater für die nach-folgende Generation der Tübinger.

Literatur

- Mollowitz, Bernd : Schiller als Philosoph in der Auseinandersetzung mit Kant (Grin-Verlag; auch auf www.philosophersonly.de)
- Safranski, Rüdiger : Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus. Frankfurt am Main 2004

4. Tübingen (9. Juni 2015) - das Stift, die Stiftler und die Dialektik

"Wer im Land etwas werden will, muß im Stift gewesen sein. Wer außerhalb des Landes etwas werden will, muß aus dem Stift geflogen sein. Tertium non datur."
(Wilhelm II von Württemberg)

Tübingen in Grau - habe ich es je so gesehen ? Hier habe ich studieren wollen, hierher bin ich immer wieder zurückgekehrt - allein, mit Familie und mehrfach auch mit Schülern. Ich steige aus dem Vorortzug von Rottenburg und nähere mich der Neckarbrücke und dem Blick, der jedes Hölderlin-Herz höher schlagen lässt - auf den Hölderlin-Turm. Junge Leute sitzen wie eh und je auf der Neckarmauer am schmalen Weg, der zum Turm führt; da hat sich nichts geändert. Dennoch - liegt es am lastenden Grau oder an der Dominanz der Tablets und Smartphones oder einfach nur an dem sich im Hinterkopf festsetzenden Bewusstsein : ich merke, dass ich einer anderen Generation angehöre, einer anderen Zeit. Als ich das erste Mal hier war, waren Willy Brandt und Gustav Heinemann unsere Politiker, dynamisch, glaubwürdig und den Utopien der Tage zugewandt, heute thront eine politische Apathie wie hermetisch abgeriegelt und abriegelnd über allem. Und Tübingen - der Ort meiner Utopie ?

Zunächst einmal vom Ort her wenig Veränderung. Ich gehe zum Hölderlin-Turm, seit langem Sitz der Hölderlin-Gesellschaft, und verschlafen wie diese ruht auch der Turm im Dornröschen-Mittagsschlaf. Ich freue mich, dass das Zimmertheater noch da ist und der Frauenbuchladen auf der Bursagasse; vorbei an Autenrieths Klinik, in der dem alten Hölderlin so viel Leid angetan wurde, weil er als Versuchstier missbraucht wurde, nähere ich mich dem Stift, wie oben schon erwähnt der "Kaderschmiede" der schwäbischen Intelligenz. Ich atme tief durch - wie oft bin ich hier gewesen, habe den Geist des Ortes zu erfassen versucht oder auf Tagungen der Hölderlin-Gesellschaft am Text gearbeitet Eine Ausstellung in der Kapelle lockt mich hinein; ich muss warten, da gerade das Mittagsgebet stattfindet. Auf dem großen Gang schaue ich mir die Bronzeplaketten der unvergessenen Stipendiaten an : Hölderlin, Hegel und Schelling, die Trias des Deutschen Idealismus, die um 1790 hier zusammen auf einem Zimmer gewohnt, studiert und argumentiert haben. Kepler ist da, der die von Kopernikus eingeleitete Wende vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild ausgearbeitet und vollendet hat; David Friedrich Strauß, der Vorbereiter Marxscher Religionskritik, hier mit dem entsprechenden kritischen Kommentar versehen; und sein Freund Mörike ist da, natürlich; Waiblinger fehlt, ebenso natürlich. Wirrköpfe, die ihrer Phantasie nicht Herr werden, gehören nicht auf ein Aushängeschild einer solchen altherwürdigen Institution. Immerhin sind offensichtlich inzwischen junge Frauen zugelassen - ein erfreuliches Pendant zum Frauenbuchladen, der, wie mir eine Mitarbeiterin erzählt, inzwi-

schen auch Männern Eintritt gewährt. Da habe ich ja nochmal Glück gehabt.

Die restlichen Straßen zeigen sich bis auf wenige Ausnahmen unverändert. Ein liebenswertes Städtchen, keine Frage, Anlass, durch die Gassen zu schlendern und das eine oder andere Geschäft aufzusuchen. Am Ende darf ich nicht zu lange in der Stiftskirche verweilen und muss mich beeilen, um den Zug noch zu bekommen. Ein letzter Blick gilt dem Antiquariat Heckenhauer, in dem Hermann Hesse seine Buchhändlerlehre absolviert hat. Die Öffnungszeiten sind inzwischen drastisch reduziert; ein Teil ist jetzt ein Ausstellungsraum zur Erinnerung an Hermann Hesse, ein musealer Ort, wo die aufregenden Tage der Vergangenheit konserviert werden.

Ich erreiche den Zug, lautes Gekreische empfängt und umgibt mich. Schule ist aus. Mein Gott, wie hat man das bloß all die Jahre ausgehalten ?

Stichwort Antiquariat : Anfang der 70er in Salzburg, als die Stadt noch nicht touristisch aufgepeppt und überformt war, gab es noch traditionelle Orte, an denen man gebrauchte Bücher günstig kaufen konnte. In einem dieser Keller fand ich in einem etwas verstaubten Regal ein Buch aus dem Jahr 1943 des Wiener Psychiaters Egon Fenz, das mich sogleich gefesselt hat : "Das Gefühl, daß der Mittelweg der beste und sicherste Weg ist, ist psychologisch gesehen zweifellos die kluge Folgeerscheinung einer lebensängstlichen Grundstimmung. Sich zu decken, ist ihre begreifliche, aber schwächliche Grundtendenz. Indem sie sich aber in einer Mittellage bewahrt, die dem polaren Rhythmus des Lebens am wenigsten ausgesetzt ist, entzieht sie sich der Teilnahme am Lebendigen in einer Weise, die ihm zwar eine größtmögliche Bequemlichkeit sichert, ihn aber andererseits zur Unfruchtbarkeit verurteilt. (...) In der Schwungkraft des lebendigen Rhythmus und in der Höhe, Leuchtkraft und Prägung seiner Pole erkennen wir den höchsten Wert des Lebendigen. (aus : "Zehn Reden auf das Lebendige")

Ich habe Herrn Fenz so ausführlich zu Wort kommen lassen, um auf einen möglichen Irrtum zu verweisen : Das polare Denken führt nicht zur Annahme, dass der goldene Mittelweg der richtige sei - ganz im Gegenteil. Polares Denken lebt von der Spannweite der Extreme, und wenn sie eingebracht sind, kann die Lösung - bei differenzierten Überlegungen - auch auf vielfältigen Wegen zu suchen sein. Die Dialektik spricht in dieser Hinsicht von "Vermittlung".

"Dialektik" ist eine bis weit in die Antike reichende Form der Wahrheitsfindung. So wenig, wie es d i e (eine) Philosophie gibt, so wenig gibt es d i e (eine) Form der Dialektik. Ihren verschiedenen Ausprägungen wesentlich ist mindestens eine Zweiheit, besser aber noch ein Chor von unterschiedlichen An-Sichten. In einem Gespräch (Diskurs) heben die sich wechselseitig auf und kommen zu einer gemeinsamen Lösung. "Aufheben" kommt in einem dreifachen Sinn daher : a) das Aufheben als Negieren (lat. negare) zeigt sich darin, dass alle Einzelansichten zunächst einmal in ihrem Absolutheitsanspruch in Frage gestellt werden; b) das Aufheben als Konservieren (lat. conservare) meint ein Aufbewahren - das, was sich im kritischen Diskurs aller Teilnehmer bewährt, als akzeptabel durchgehalten hat, wird eingebracht in einen neuen Zusammenhang, in eine neue Ansicht; c) dieser neue, aus vielfältigen überprüften Einzelschauungen zusammengesetzt Zusammenhang (je vielfältiger, desto besser - von daher sind gerade die abweichenden, extremen Meinungen wichtig, weil sie das Spannungsfeld der Möglichkeiten ausloten) ist das auf einen höheren, besseren Standpunkt Aufgehobene (lat. elevare).

Die Methoden der Polarität und der Dialektik ähneln einander. Doch während die Polarität (schon von ihrem Begriff her) von einer Zweifach-Spannung ausgeht, die (durchaus fruchtbar gemacht) zu einem Ausgleich führt, ist der Weg der Dialektik vielfältiger. Auch kommt ihr eine eigene Dynamik zu, da ihr Weg insofern unabgeschlossen ist, als jedes neu gewonnene Ergebnis eines Aufhebungsprozesses noch nicht das letzte Wort in einem Diskurs ist, sondern sich sehr bald als neuer Ausgangspunkt für eine weitere Diskussion erweisen wird - bis zu einem Punkt der totalen Vermittlung aller möglichen Denkansätze hin, der, weil er alles mit

einbezieht, alles mit allem vermittelt, keinen Widerspruch mehr in sich birgt. Wird dieses Ziel als erreichbar gesehen, sprechen wir von einer "geschlossenen" Dialektik (Hegel ist ihr bekanntester Vertreter), wird dieses Ziel zwar in Augenschein genommen, aber als prinzipiell unerreichbar hingestellt, sprechen wir von einer "offenen Dialektik" (Hölderlin wird einer ihrer Verfechter sein). Der als Zielsetzung angedachte totale Vermittlungszusammenhang entspricht strukturell dem oben besprochenen Gesamtzusammenhang im polaren Denken.

Wenn Schiller, wie oben gezeigt, zwischen zwei Entitäten vermittelt (z.B. zwischen Körper und Geist), so arbeitet er letztlich polar (*tertium non datur*, ein Drittes ist nicht gegeben). Die Vermittlung spielt sich zwischen den beiden Polen ab. Zugleich kennt Schiller aber auch den dialektischen Fortschritt, das Gespräch aller zum Diskurs Bereiten, die sich gegenseitig helfen, durch neu eingebrachte Aspekte ihr Wissen zu erweitern. Den Gelehrten, der sich darauf einlässt, nennt er den "philosophischen Kopf" (im Unterschied zum "Brotgelehrten", der sein "Wissen" zu Geld machen möchte und in jedem anderen Gelehrten einen feindlichen Konkurrenten sieht). Philosophische Köpfe, so will es die Theorie, führen einen offenen, "herrschaftsfreien Diskurs".

Hölderlin und Hegel verlassen 1793 als Magister das Stift. Sie sind Theologen, und ihre Losung lautet "Reich Gottes". „An dieser Losung werden wir uns nach jeder Metamorphose wiedererkennen“, schreibt Hölderlin an Hegel (10. Juli 1794). Da diese Losung den Vorsatz enthält, *der freien Wahrheit nur zu leben, Frieden mit der Satzung, die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugeln* (Hegel in *Eleusis*, einem Hölderlin gewidmeten Gedicht), liegt ihr ein spezieller Gottes - und auch ein spezieller Reichs-Begriff zugrunde. Wenn es keine regelnde Satzung geben darf, dann darf es auch keine Hierarchie geben, an deren Spitze ein Regel-Geber steht. Damit fällt der extramundane Gott auch weg, der als Vater seine Kinder dominiert. Es geht um eine egalitäre Auffassung von Welt, wie wir sie aus dem Pantheismus kennen : Gott ist in allem, alles ist göttlicher Natur; alle sind gleich-berechtigt und gleich (aufge-)fordert, an dem herrschaftsfreien Diskurs (s.o.) mitzuwirken.

Wer so stringent denkt (und nicht, wie Mörike, dem Drängen der Außenwelt nachgibt), der kann kein Pfarrer werden. Beide versuchen es zunächst an verschiedenen Orten mit Hauslehrerstellen (der einzig zulässigen Alternative zum Pfarr-Beruf) und finden dann für ein paar Jahre noch einmal in Frankfurt zusammen. Hölderlin, der mit allen Hauslehrerstellen letztlich scheitert, aber auch mit seinem ehrgeizigen Programm, als freier Schriftsteller leben zu wollen (ein ökonomisches Unding zu dieser Zeit), wird unter diesen Niederlagen (*Sie können mich nicht brauchen*) 1802 mit einer starken Gemütsverwirrung ins Haus der Mutter zurückkehren, bevor er (auf Wunsch der Mutter und gegen seinen eigenen Willen) ins Autenriethsche Klinikum nach Tübingen verschleppt wird, wo man mit Gewalt seinen Widerstand bricht (eine aufgesetzte Ledermaske soll ihn am Schreien hindern, so dass er seinen Schmerz nach innen wenden muss). Schließlich bietet ihm der Schreinermeister Zimmer ein Asyl in seinem Haus am Neckar (dem heutigen Hölderlin-Turm), in dem Hölderlin noch lange Jahre (bis 1843) in offensichtlicher Geistesverwirrung lebt.

Hegel wird Kontakt zu Schelling, der als Philosoph schon etabliert ist, aufnehmen, nach Jena gehen und dort 1806 mit einem ersten, bahnbrechenden Werk, der *Phänomenologie des Geistes*, an die Öffentlichkeit treten. Er wird in der Folge der erste Philosoph Preußens, bei dem alle, die in Preußen etwas gelten wollen (einschließlich der Staatsmänner) "in die Schule gehen". Seine Schüler teilen sich in die konservativen "Rechtshegelianer" und in die sozialistisch orientierten "Linkshegelianer" (unter diesen Karl Marx). Um Hölderlin, dem er doch so viel verdankt, hat Hegel sich nicht mehr gekümmert.

Diesen Dienst übernehmen einige Tübinger Studenten, die Hölderlin in seinem Turmzimmer besuchen. Unter ihnen sind Eduard Mörike und sein genialischer Freund Wilhelm

Waiblinger, der seinerseits in Hölderlinscher Manier zu dichten versucht. Er, der in Hölderlin einen Seelenverwandten sieht, ist auch einer seiner ersten Biographen (*Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn*). Wegen seines Auftretens als geniehaftes "enfant terrible" wird Waiblinger 1826 aus dem Stift verwiesen. Auf Veranlassung des Verlegers Cotta geht er nach Rom, bleibt seinem ihm eigenen Lebensstil treu und stirbt dort sehr früh (im Alter von 25 Jahren).

Literatur

- Hesse, Hermann : Im Presselschen Gartenhaus (Erzählung über Hölderlin, Mörike und Waiblinger) (verschiedene Ausgaben)
- Mollowitz, Bernd : Das Hölderlin-Projekt (ein 'work in progress'); zu finden unter www.philosophersonly.de

5. Kloster Bebenhausen (10. Juni 2015) Schelling

Der Weg nach Bebenhausen ist mit Geschwindigkeitsbeschränkungen gepflastert. Der Ortsunkundige staunt über Tempo 30 auf Bundesstraßen, hält sich gewissenhaft daran und zieht sich den Ärger der Ortskundigen zu, die genau wissen, wo welcher Blitzer lauert. Da tut es gut, wenn im Tal erst die Kirchturmspitze und dann die idyllisch wirkende Silhouette Bebenhausens auftauchen. Bebenhausen - ehemaliges Zisterzienserkloster, später eine der oben erwähnten Klosterschulen; es bildet eine Einheit mit dem Schloss der Württemberger und passt sich in das Fachwerk-Ensemble der Häuser des Ortes ein.

Aus Bebenhausen kommt Friedrich Wilhelm Schelling ans Stift (als der Dritte im Bunde mit Hölderlin und Hegel). Schelling, dessen Vater Dozent in Bebenhausen ist, gilt als frühreifes Genie - er ist erst 16 Jahre alt, als er (mit einer Sondergenehmigung) das Studium in Tübingen aufnimmt. Er wird der erste aus dem Freundeskreis sein, der mit einer Veröffentlichung hervortritt (1795), nachdem er schon 1792 promoviert hat. Er erobert sehr schnell Jena, den damaligen geistigen Mittelpunkt Deutschlands, und löst Fichte als Modephilosophen ab. Er wird auch am längsten von den drei Freunden leben, aber sein Stern verblasst recht bald, was vielleicht auch daran liegt, dass seine philosophischen Entwürfe "Schnellschüsse" waren, die er immer wieder veranlasst ist zu korrigieren. Hegel, der 10 Jahre länger mit seiner ersten Veröffentlichung wartet, wird ihn sehr bald - zu seinem Ärger - in seiner Bedeutung als Philosoph überholen.

Ich bin froh, dass der Ort heute nicht überlaufen ist. Hinterher, als ich das Kloster auf mich wirken lasse, bin ich so gut wie alleine, kann die Aura auf mich wirken lassen und dem Geist, in diesen Mauern aufgehoben, nachspüren. Die freundliche junge Dame an der Kasse hat mich auf den finanziellen Vorteil einer Kombikarte für Kloster und Schloss hingewiesen (Führung in einer Stunde), aber das liegt gar nicht in meinem Interesse, und Zeitdruck kann ich schon gar nicht brauchen. Die nächsten Stunden geben mir und meiner Entscheidung Recht - es werden die entspanntesten auf der ganzen Reise. Zum Höhepunkt setzt in der Klosterkirche auch noch Orgelspiel ein.

Weltliche und geistliche Macht, das weiß ich, haben Hand in Hand ihren Vorteil gesucht. Aber das Wort "geistlich" enthält immer noch den Term "Geist", und wenn ich jetzt die zahlreichen Verfehlungen der Institution Kirche ausblende, bleiben immer noch genug Bausteine, um zu diesen Mauern ein Verhältnis aufzubauen. "Geist" ist eben ein Selbst-Verhältnis : er schafft etwas, was bloße Materie nicht kann - er kann sich selbst zum Objekt machen. Eben

das war auch das Thema unter den drei Stiftlern, die auch nach der Zeit im Stift in brieflichem Kontakt blieben.

Zunächst einmal besitzen wir ein gemeinsames Dokument von ihnen, das sog. *Älteste Systemprogramm des Deutschen Idealismus* (der Begriff "so genannt" erhält hier volle Bedeutung, denn das Dokument ist nicht vollständig überliefert und ist von der Wissenschaft so bezeichnet worden), von dem wir zunächst einmal nur vermuten, dass es in Hegels Handschrift vorliege; doch in der Frage der primären Autorschaft gehen die Fachmeinungen auseinander. Inhaltlich besteht es aus Setzungen, die in der Konsequenz der Zeit liegen :

- 1) *die Vorstellung von mir selbst als einem absolut freien Wesen*
- 2) *wir müssen über den Staat hinaus (denn jeder Staat muß freie Menschen als Räderwerk behandeln; und das soll er nicht; also soll er aufhören)*
- 3) *absolute Freiheit aller Geister, die die intellektuelle Welt in sich tragen und weder Gott noch Unsterblichkeit außer sich suchen dürfen*
- 4) *daß der höchste Akt der Vernunft, der, indem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist und daß Wahrheit und Güte nur in der Schönheit verschwistert sind*
- 5) *dann erst erwartet uns gleiche Ausbildung aller Kräfte, des einzelnen sowohl als aller Individuen; keine Kraft wird mehr unterdrückt werden; dann herrscht allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister !*

Darin steckt, leicht zu erkennen, viel Schiller, aber auch viel Fichte, mit dem sich Schelling und (später) auch Hölderlin vor Ort in Jena intensiv auseinandergesetzt haben. Und theoretisiert und gefolgert haben :

- *Materie ist unfrei, da sie sich nicht selbst zum Objekt machen kann, sondern fremdbestimmt zum Objekt gemacht wird*
- *indem ich mich mir selbst zum Objekt mache, bin ich nicht fremd-, sondern selbstbestimmt (autonom) und mir meiner als eines freien Wesens selbst bewusst (das übertrage ich auf die Anderen und anerkenne sie als ebenso autonom; in dieser Handlung liegt mein "nomos", mein Gesetz, das ich mir selbst -"auto"- setze)*

Probleme gibt es mit dem (schon bei Mörike angesprochenen) Gesamtzusammenhang als Einheitsgrund all dessen, was ist (nach Goethe : "erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält"). Die Nacht im Mörike-Gedicht konnte von ihr träumen im meditativen Tagtraum, aber in einem solchen Zustand ist unser Bewusstsein ausgeschaltet. Schalten wir unser Bewusstsein ein, sind wir durch den jeweiligen Bewusstseinsinhalt bestimmt ("beschränkt", wie Fichte sagt). Diese Beschränkung können (und sollen) wir fort-schreitend aufheben, aber das Ergebnis dieser Aufhebung (s.o.) ist eine neue inhaltliche Bestimmung und damit eine neue Beschränkung - zu einer bewussten Gesamtschau aller Beschränkungen können wir es nicht bringen, es ist eine logische Unmöglichkeit, wie leicht nachzuweisen ist : Wenn ich mir den Gesamtzusammenhang vorstellen würde (hypothetisch jetzt angenommen), wenn ich ihn also objektivieren würde, hätte ich die Schau "ohne den Wirt gemacht", d.h. ohne mich als erkennendes Subjekt; denn als solches wäre ich ja dem Objekt gegenübergestellt. Bezöge ich mich als Subjekt versuchsweise ein in diese Objekt-Schau, könnte ich das wiederum nur aus einem neuen Subjekt-Status heraus tun, der wiederum (dem nun neuen Objekt) gegenüberstände usw. bis ins Unendliche.

Mit diesen Gedanken hat man gerungen. Hölderlin formuliert das auf zwei Buchdeckeln für sich; sie werden erst im 20. Jahrhundert als Text entdeckt. Er formuliert darin den Gesamtzusammenhang als "Seyn schlechthin" ("schlechthin" meint "an sich", ohne Einfluss eines es spiegelnden oder sonstwie erfassenden Subjekts), unsere Bewusstseinsarbeit hingegen als "Urtheil", und da ein bewusstes Urteil immer aus einem erkennenden Subjekt und einem zu erkennenden Objekt besteht, kommt es immer zu dieser Subjekt-Objekt-Spaltung: Jedes "Urtheil" bringt eine "Ur-Theilung" in das Seyn schlechthin, das wir als ganzes nie bewusst

erfassen können, sondern nur den jeweils vom Bewusstsein erfassten Ausschnitt.

Fichte meint, dieses Problem dadurch zu lösen, dass er das Ich, das, wie oben gesehen, sich selbst objektivieren kann, zum Grund der Welt macht; dann wäre alles, was ist, ich-haft. Dagegen laufen im Namen der Natur Hölderlin und Schelling Sturm. Auch die Jenaer Frühromantiker, die wesentlichen Gedanken Fichtes folgen, lehnen die Hypertrophierung des Ich ab. Sie verweigern die Anerkennung der Dominanz des Ich allem Nicht-Ich gegenüber; für den Frühromantiker ist alles Nichtichhafte vom gleichen Geist wie das Ich. Deshalb formuliert Friedrich von Hardenberg, der sich selbst "Novalis" nennt : *Statt Nicht-Ich : Du.*

Diese nicht ganz einfach zugängliche Theorie birgt natürlich auch ein gesellschaftspolitisches Programm; wer "du" zur Natur sagt, wer in einen partnerschaftlichen Dialog eintritt, der wird auch sein alltägliches Handeln darauf abstimmen. Nichts wäre verfehlter als die Behauptung, die Romantiker flöhen aus der Realität. Ganz im Gegenteil - sie sind überzeugt, dass das, was wir alltäglich "Realität" nennen, gar nicht die Realität ist; diese will auf-gesucht werden.

Nach so viel Theorie ist es sicherlich ganz gut, sich auf das poetische Wort zurückzubesinnen, und das wollen wir jetzt tun. Eduard Mörike ist des öfteren in Bebenhausen gewesen; gegen Ende seines Lebens ist er Gast in der Sommerwohnung eines ihm bekannten Rektors und fasst seine Eindrücke in Verse. Das Kloster befindet sich zu diesem Zeitpunkt allerdings in einem herabgekommenen, erbarmungswürdigen Zustand. Seine *Bilder aus Bebenhausen* sind daher "elegische = klagende Idyllen". Formal sind entsprechend elegische Distichen gewählt. Das 6. Gedicht *Gang zwischen den Schlafzellen* endet mit den Zeilen *Alles mit Sinn und Geschmack, zur Bewunderung ! aber auch alles / Fast in Trümmern, und nur seufzend verließ ich den Ort.*

Wenn Mörike sein erstes "Bildchen" programmatisch *Kunst und Natur* überschreibt, nimmt er damit ein in der Literatur und Philosophie der Zeit heftig diskutiertes Thema auf. Da hinter der Kunst das Ich steht, heißt die Alternative "Ich oder Natur" - wem kommt das Primat zu ? Goethe, der polare Denker, sieht sie in einem ausgewogenen Verhältnis, allerdings mit einem "primus inter pares"-Vorrang des Künstlers. Wer im Frankfurter Stadel Tischbeins Bild "Goethe in der Campagna" betrachtet, erkennt einen konzentriert schauenden Goethe, der kontemplativ die Natur durch-schaut und sie daher einzuordnen, vielleicht (als Landschaftsarchitekt, der Goethe ja auch war) zu verbessern weiß. Die Elemente eines englischen Gartens beispielsweise wirken wie in einem natürlich-freien Verhältnis, doch sind sie vom Künstler so angeordnet. Schelling weist der Kunst bei dem Versuch, das Gesamt zu erfassen, zunächst den höchsten Rang zu, Fichte dem Ich. Die Romantiker wiederum (wie gesehen) verweigern sich dieser Ansicht ebenso wie Hölderlin. Es ist ein bewegter Diskurs der Zeit, weil er durch seine mögliche inhaltliche Übertragung auf gesellschaftliche Probleme immense politische Implikationen birgt. *Wir müssen über den Staat hinaus*

Und Mörike ? Folgen wir den Ausführungen im Mörike-Handbuch : "M. folgt der sentimentalischen Skepsis der Moderne, die bei grundsätzlicher Zustimmung zum Prozess menschlicher Kultur den Verlust nicht mehr vergisst, den er bedeutet." Mörike rückt wieder einmal die "Erinnerung" in den Fokus unseres Verhaltens. Diese "Erinnerungen" werden hier nur in "Bildchen" festgehalten; das spricht eine deutliche Sprache über Möglichkeiten und Grenzen der Kunst. Das letzte dieser Bildchen ist überschrieben :

Verzicht : Bleistift nahmen wir mit und Zeichenpapier und das Reißbrett; / Aber wie schön ist der Tag ! und wir verdürben ihn so ? / Beinah dächt ich, wir ließen es gar, wir schaun und genießen ! Wenig verliert ihr, und nichts wahrlich verlieret die Kunst. / Hätt ich auch endlich mein Blatt vom Gasthaus an und der Kirche / Bis zur Mühle herab fertig gekritzelt - was ists? / Hinter den licht durchbrochenen Turm, wer malt mir dies süße / Schimmernde Blau, und wer rundum das warme Gebirg ? - / - Nein, wo ich künftig auch sei, fürwahr mit geschlossenen Augen / Seh ich dies Ganze vor mir, wie es kein Bildchen uns gibt.

Wohl gesprochen, Eduard. Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

Literatur

- Bubner, Rüdiger (Hrg) : Das älteste Systemprogramm. Hegel-Tage in Villigst 1969. Studien zur Frühgeschichte des Deutschen Idealismus. (Hegel-Studien Beiheft 9), Bonn 1973
- Henrich, Dieter : Hölderlin über Urteil und Sein. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Idealismus. in : Hölderlin-Jahrbuch 1965 / 66, S. 73 - 96
- Mollowitz, Bernd : "Fichte ist jetzt die Seele von Jena". Ein Versuch über Fichte. auf : www.philosophersonly.de

6. Weggental (11. Juni 2015) Der Feldweg und die Kehre (Martin Heidegger)

Er läuft aus dem Hofgartentor zum Ehnried. Die alten Linden des Schloßgartens schauen ihm über die Mauer nach, mag er um die Osterzeit hell zwischen den aufgehenden Saaten und erwachenden Wiesen leuchten oder um Weihnachten unter Schneewehen hinter dem nächsten Hügel verschwinden. Vom Feldkreuz her biegt er auf den Wald zu. An dessen Saum vorbei grüßt er eine hohe Eiche, unter der eine roh gezimmerte Bank steht. Darauf lag bisweilen die eine oder die andere Schrift der großen Denker, die eine junge Unbeholfenheit zu entziffern versuchte. Wenn die Rätsel einander drängten und kein Ausweg sich bot, half der Feldweg. Denn er geleitet den Fuß auf wendigem Pfad still durch die Weite des kargen Landes. (Heidegger, Der Feldweg)

Martin Heidegger (1889-1976), einer der umstrittensten deutschen Denker, stammt aus dem oberschwäbischen Meßkirch. "Umstritten" ist er zum einen wegen seiner sehr verschlossenen Sprache, in der die einen nur hohle Wortklauberei, andere den Schlüssel zur Seins-Erfassung sehen, zum anderen wegen seiner Hinwendung zum Nationalsozialismus zu Beginn der 30er-Jahre (es ist viel Tinte verbraucht worden, um dies Verhältnis als Irrtum, als Nicht-mehr oder Immer-noch einzuordnen; die sog. "Schwarzen Hefte" Heideggers, deren Inhalt erst jetzt so langsam ans Licht kommt, lassen nichts Gutes vermuten; um ihre Veröffentlichung und Auslegung geht ein aktueller Streit unter den Schrift-"Gelehrten").

Lassen wir die Gelehrten sich streiten und nehmen Heidegger beim Wort. An den Feldweg muss ich denken, als ich nach einem Besuch der Weggentaler Klosterkirche dem Pfad unterhalb der für diese Gegend so typischen "hängenden Gärten" folge. Endlich einmal zeigt sich die Sonne, und doch hat sie sich nach wenigen Stunden gleich wieder so aufgehitzt, dass, sobald der Weg den schattigen Bereich verlässt, der Gang zur Herausforderung wird. Aber in seiner Art ist er ein guter Weg für Gedanken - vagabundierendes Denken ist Denken auf "wendigem Pfad", und diesem Anspruch wird der Weg in jeder Hinsicht gerecht.

Für Heidegger, der mit seinem "Feldweg-Text", einer Reminiszenz an seine Meßkirchner Herkunft, mir heute gedanklicher Begleiter ist, ist der Feldweg Symbol für eine Denkweise : *Das Einfache verwahrt das Rätsel des Bleibenden und Großen. Unvermittelt kehrt es bei den Menschen ein und braucht doch ein langes Gedeihen. Im Unscheinbaren des immer Selben verbirgt es seinen Segen. Die Weite aller gewachsenen Dinge, die um den Feldweg verweilen, spendet Welt. Im Unausgesprochenen ihrer Sprache ist, wie der alte Lese- und Lebemeister Eckehardt sagt, Gott erst Gott. Aber der Zuspruch des Feldweges spricht nur so lange, als Menschen sind, die, in seiner Luft geboren, ihn hören können. Sie sind Hörige ihrer Herkunft, aber nicht Knechte von Machenschaften. Der Mensch versucht vergeblich, durch sein Planen den Erdball in eine Ordnung zu bringen, wenn er nicht dem Zuspruch des Feldweges eingeordnet ist.*

Schöne Sätze, anspruchsvolle Sätze, die nun (soweit der Umfang dieser kleinen Arbeit es zulässt) zu untersuchen sind. Warum "Machenschaften", warum "Knechte" ? Heidegger ist der Überzeugung, dass seit der griechischen Hoch-Zeit mit Plato und Aristoteles das Denken einer bloß technischen Interpretation der Welt gilt, dass es nur im Dienste des bedenken-losen "Tuns und Machens" steht. Dieser "Dienst" ist eine Knechtschaft, von der

die Knechte allerdings nichts merken, da ihre Orientierung ihnen selbst-verständlich ist. Ihnen abhanden gekommen ist die Hinwendung zum "Einfachen", das ein "Rätsel" ist; sie stehen so sehr im Dienste des Gegenpols, des Mannigfaltigen, sie sind so beschäftigt mit ihren Geschäften, dass sie sich nicht um ein Rätsel kümmern wollen, das, wie Heidegger sagt, "ein langes Gedeihen" braucht. Um ein solches Rätsel zu lösen, bedürfte es einer besonderen Denk-Methode; gr. "methodos" meint den "Weg", und so sind wir wieder beim Feldweg angelangt, auf dessen Zuspruch wir hoffen.

Der Feldweg gibt zu denken - er führt bergan oder bergab, geht gerade oder in Kurven, ist steinig oder weich, ist sonnig oder schattig, ist Hinweg oder Rückweg. "Der Weg hinauf und hinab ist derselbe", sagt Heraklit, der Dunkle von Ephesos, der Philosoph, der die Dinge im polaren Wechselspiel sieht und dieses bunte Wechselspiel zugleich im polaren Verhältnis zur Einheit. Ähnliche Strukturen finden wir (s.o.) im Mörike-Gedicht oder bei Hölderlin. Das Wechselspiel des Mannigfaltigen, das unseren Alltag betrifft, können wir versuchen, dadurch in den Griff zu bekommen, zu bannen, dass wir es benennen. Selbst das ist schon nicht rechtens, da jede Benennung schon eine Verkürzung der Potentialität eines Gegenstandes ist. Um wieviel problematischer ist es bei dem "Einfachen", das, wie eine kurze Reflexion schon zeigt, "einfach" nicht im Sinne von "simpel", sondern von "einheitlich", "ganzheitlich" ist ! Hölderlin nennt es, wie oben gesehen, das Seyn, und Heidegger, der nach diesem Einfachen im Anfang des Denkens sucht (bei Heraklit und den anderen Vorsokratikern und bei dem einzigen Dichter, dem er vertraut, nämlich Hölderlin), verweigert weitere begriffliche Festlegungen außer dem Wort "Sein". Das eine (und daher "einfache") Sein steht dem vielfältig Mannigfaltigen gegenüber. Und dieses einfache Sein, das er sich weigert, anschaulich zu berühren, ist schon bei Hölderlin ein Rätsel : *Ein Rätsel ist Reinsprungenes*.

Bei jedem Rätsel besteht die Aufgabe darin, eine Lösung zu finden. Unsere Sprache, so Heidegger, ist durch den alltäglichen Missbrauch so korrumpiert, dass sie dazu nicht taugt. Eine "Befreiung der Sprache aus der Grammatik" wird gefordert. Was ist damit gemeint ? Um praktikabel und rationell arbeiten zu können, gebrauchen wir alltäglich ein fixiertes Zeichen-System (Differenzierungen stören da nur), das eine schnelle Verständigung erlaubt. (Die SMS-Abkürzungen treiben dies Prinzip auf die Spitze, selbst die Naturwissenschaft mit ihren Formeln sind dessen Handlanger). Alles steht im Dienste der Nützlichkeit, und im Utilitarismus, der Nützlichkeits-Religion, heiligt der Zweck bekanntlich alle Mittel. Von dieser Sprache ist keine Not-Wende zu erwarten.

Eine "Befreiung" aus diesem Zwangs-System, aus dieser Zwangs-Jacke, wie Heidegger sie fordert, setzt bei dem Gedanken an, dass Sprache in Urteilen erfolgt, die, wie oben bei Hölderlin gesehen, eine unaufhebbare Ur-Teilung in die Einheit des Einfachen bringen. Ein Subjekt setzt ein Objekt fest, und zwar dadurch, dass es es begrifflich fixiert. Wir brauchen also (wenigstens) eine nicht-fixierende = eine offene Sprache, und das ist die Sprache der Dichtung, die in auslegbaren Bildern spricht. Sie ist zwar auch noch Sprache, aber sie steht im Dienst der Er-Innerung an die Einheit des Einfachen; sie verweigert die ausschließende Festlegung im Begriff, sie bietet an.

Gerade in der Fähigkeit, diese offene Sprache zu kreieren und immer weiter auszugestalten, liegt - nach Heidegger - unsere Aufgabe als Mensch. Der Mensch ist von seinem Wesen her "Ek-sistenz" - er besteht eigentlich aus einem Verhältnis zu etwas anderem heraus : zum Einfachen, zum Sein. Er ist sozusagen der "Hüter" des Seins (im entsprechenden Sinne haben die Frühromantiker sich als "Priester des Seins" verstanden); er hat die Aufgabe, das Sein zu wahren, und dieser Aufgabe kann er nicht durch irgendeinen Gottesdienst oder durch Anbetung gerecht werden, sondern dadurch, dass er sein Verhältnis zu dem einzelnen Seienden so ausrichtet (sprachlich, aber auch handelnd), dass dessen Herkunft aus dem Sein geachtet und gewahrt bleibt : *Der Mensch ist vom Sein selbst in die Wahrheit des Seins 'geworfen', daß er, dergestalt*

ek-sistierend, die Wahrheit des Seins hüte, damit im Lichte des Seins das Seiende als das Seiende, das es ist, erscheine.

Dieser Anspruch verweist auf die Not-Wendigkeit einer Änderung des Bestehenden. Der Rückweg des Feldweges führt über eine "Kehre", und wie er die sieht, illustriert Heidegger am Hölderlin-Wort *dichterisch wohne der Mensch*. Der Sprache der Dichtung allein kommen zunächst das Vermögen und schließlich das Verdienst zu, dem Sein "ein Kleid zu geben". Um diese Potenz der dichterischen Sprache geht es, wenn Bollnow über Heidegger sagt: "Die Sprache faßt das Sein, und das Sein besteht nur in der Fassung der Sprache, nur insofern es in der Sprache geformt ist. Es handelt sich hier also um das Verhältnis von Form und Inhalt, und es wird ausgesagt, daß der Inhalt des Seins nur in der Form der Sprache besteht. In diesem Sinn ist also die Sprache 'das Haus des Seins'."

Vom Ehnried her kehrt der Weg zurück zum Hofgartentor. Über den letzten Hügel hinweg führt sein schmales Band durch eine flache Senke hin bis an die Stadtmauer. Hinter dem Schloß ragt der Turm der St. Martinskirche. Langsam, fast zögernd verhallen elf Stundenschläge in der Nacht. Die alte Glocke, an deren Seilen oft Bubenhände sich heißgerieben, zittert unter den Schlägen des Stundenhammers, dessen finster-drolliges Gesicht keiner vergisst.

Die Stille wird mit seinem letzten Schlag noch stiller. Sie reicht bis zu jenen, die durch zwei Welt-Kriege vor der Zeit geopfert sind. Das Einfache ist noch einfacher geworden. Das immer Selbe befremdet und löst. Der Zuspruch des Feldweges ist jetzt ganz deutlich. Spricht die Seele? Spricht die Welt? Spricht Gott?

Mein Feldweg liegt in der prallen Sonne und ich habe die Kehre des Weges längst hinter mir; ich kapituliere vor der Hitze und steuere den schattigen Gartenplatz meiner Ferienwohnung an. Der andere Text kommt mir in den Sinn, ein Hölderlin-Text, den Heidegger zitiert; ein Text, der in seiner Urheberschaft umstritten ist und in mancher Hölderlin-Ausgabe fehlt. Sattler, der Schrift-Gelehrte, dem wir die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe verdanken, nimmt ihn auf. Hölderlin, so heißt es, hat ihn dem siebzehnjährigen Wilhelm Waiblinger bei einem seiner Besuche im Turm übergeben:

In lieblicher Bläue blühet mit dem metallenen Dache der Kirchturm. Den umschwebet Geschrei der Schwalben, den umgiebt die rührendste Bläue. Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben still krähet die Fahne. Wenn einer unter der Glocke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Thore an Schönheit. Nämlich, weil noch der Natur nach sind die Thore, haben diese die Ähnlichkeit von Bäumen des Walds. Reinheit aber ist auch Schönheit. Innen aus Verschiedenem entsteht ein ernster Geist. So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben. Die Himmlischen aber, die immer gut sind, alles zumal, wie Reiche, haben diese, Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch aufschauen und sagen: so will ich auch seyn? Ja. So lange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? dieses glaub' ich eher. Des Menschen Maas ist's. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnt der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißet ein Bild der Gottheit.

Literatur

- Bollnow, Otto Friedrich : Heideggers neue Kehre (erschienen 1949 in der "Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte", heute im Internet herunterzuladen)
- Heidegger, Martin : "... dichterisch wohnet der Mensch..."; in : Akzente 1954, 57 - 71

7. Exzentrische Bahnen (12. Juni 2015)

Unsere Ek-sistenz besteht in unserer Geworfenheit ins Leben - eine Aussage, die in ihrer Faktizität wohl nicht zu leugnen ist. Der negativ klingende Terminus "Geworfenheit" birgt (in den Augen der hier angesprochenen schwäbischen Denker), recht verstanden, eine Chance - für uns und für das Sein, in das wir geworfen sind. Da keine wie immer geartete metaphysische Macht uns "wirft", sondern der unpersönlich vorgestellte "Gang der Natur", sind wir frei von zielgerichteter Fremdbestimmung. Anders formuliert : Wir sind weltoffen und entscheidungsfrei. Diese Entscheidungsfreiheit ist situativ begrenzt, führt aber zu einer Wahl - z.B. in der Frage, ob wir unserem Selbst (auto) durch eine Rückbindung an Verantwortung (nomos) einen Gegenpol an die Seite stellen wollen oder nicht. Entscheiden wir uns für das Wagnis der Autonomie, öffnen wir unseren Weg aus dem eindimensionalen (nur auf uns selbst fixierten) Wahr-Nehmen heraus und begeben uns in die (mit anderen Menschen geteilte) Aufgabe der Bearbeitung der Welt als einer vielgestaltigen. Ernst Bloch hat diese Zielsetzung am Ende seines "Prinzips Hoffnung" so treffend formuliert, dass ich seine Worte gerne zum wiederholten Male in eine meiner Arbeiten übernehme : Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war : Heimat.

"Heimat" ist das, worin wir uns zu Hause fühlen; in der Kindheit haben wir es als Geborgenheit erlebt. Wir fühlen uns "aufgehoben", und das ist ein sehr schönes Gefühl. Es "scheint" aber nur in die Kindheit; es ist /war nicht da, denn es ist nur ein "Gefühl", das mit der Pubertät, dem ernüchternden Eintritt in die Erwachsenenwelt, schnell verfliegt. " Wir haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und können uns nicht rückwärts ins Paradies zurückstellen: das Tor ist verriegelt und der Engel wacht davor." (Edgar Wind) Im Schweiß unseres Angesichts müssen wir unser Brot verdienen, was nichts anderes heißt, als zu arbeiten. Das aber, so Bloch, ist gar kein Verlust, sondern ein Grund-Existential. Der Mensch ist das seine Welt er-arbeitende Wesen, und so hängt der Zustand der Welt von der Qualität unserer Arbeit an ihr ab. Wenn wir unsere Möglichkeiten "entfremdet" sind, wenn wir es nicht zur "realen Demokratie" gebracht haben, so liegt das an unserer bisherigen Arbeit an der Welt und an all den Versäumnissen, die wir, wenn wir sie an uns selbst erfahren, beklagen. Bleibt es bei diesem Klagen, wird die Utopie der Heimat eine Utopie bleiben, ein Nirgendwo-Ort. Begreifen wir Blochs Hinweis als auf das "noch nicht" gerichtet, so werden wir unsere Chance erkennen, und wir werden den Gedanken des "arbeiten-müssens" in ein "arbeiten dürfen" verwandeln.

Im vorigen Kapitel ist gezeigt worden, dass wir durch die Arbeit unseres Bewusstseins (das immer fragmentarisch ausgerichtet ist) und die mit ihm verbundene Zeit-Vorstellung eine Ur-Teilung in das Sein hineinbringen. Ob der Mensch damit, wie Arthur Koestler es formuliert, ein "Irrläufer der Evolution" ist, darf bezweifelt werden. Wir übernehmen (mit unserer Bewusstseins - Arbeit) eine wichtige Aufgabe für uns u n d für das Sein. Wir können (für uns) eine Orientierung in einer menschen-würdigen Welt erarbeiten u n d wir können dem Sein, das ohne uns bewusst-los ist, einen Spiegel vorhalten.

Dieses Sein (ohne Bereicherung durch unser Bewusstsein) uns vorzustellen, vermögen wir nicht, denn es ist eine meta-physische Frage (zu deren Beantwortung uns das Material fehlt). Da metaphysische Fragen aber die Eigenschaft haben, uns nachhaltig zu beschäftigen, werden wir immer wieder genötigt sein, uns glaub-würdige Vorstellungen dieses "Seyns schlechthin" zu entwickeln. Unsere hier behandelten schwäbischen Gesprächspartner gehen, wie gezeigt, bei diesem Versuch vom Gedanken einer grundlegenden Einheit aus und folgen damit dem Entwurf des Vor-Sokratikers Heraklit, der diese Einheit "hen kai pan" (= Eins und alles) nennt. Es wird eine Einheit ("Eins") imaginiert, die prinzipiell darauf ausgerichtet ist, die Vielheit ("alles") in sich aufgehoben zu vereinigen. Diese Vor-Stellung ist (wie das Beispiel der Nacht in Mörikes Gedicht illustriert hat) Ergebnis eines kontemplativ-meditativen Schauens, nicht der Bewusstseinsarbeit. Die Nacht "lehnt träumend an der Berge Wand", und sie würde gerne in diesem Zustand verharren. Deshalb wird sie von den Quellen ermahnt, den All-Tag jenseits ihres Traumes nicht zu vergessen. Die Beschäftigung mit ihm, dem unter den Gesetzen der Zeit stehenden All-Tag, ruft das Bewusstsein auf den Plan; dieses bringt durch seine Arbeit an der immer nur sukzessiv und damit letztlich fragmentarisch zu erfassenden Vielgestaltigkeit etwas von der Struktur des "alles" in das Gefühl von der "Ein"heit. Diese Struktur ist abhängig vom jeweils begrenzten Stand-Punkt des Bewusstseins (jeder hat seinen eigenen) und verlangt nach einer Ergänzung durch die Auseinander-Setzung mit anderen Standpunkten, und damit sind wir bei der offenen Interaktion des "vagabundierenden Denkens" angekommen.

Der Mensch als vagabundierend Denkender bringt Bewegung in die bloße Ruhe durch seine zwar immer nur partikularen, aber ver-leben-digenden Wahr-Nehmungen, so dass wir dank der Bewusstseinsarbeit des Menschen eine lebendige "Einheit" erhalten, eine Einheit, die den Unterschied (des Mannigfaltigen) in sich enthält - als aufgehobenen, und in diesem Sinne spricht Heraklit von einer "in sich selber unterschiedenen Einheit" (hen diapheron heauto), und Hölderlin folgt ihm hierin. Er wird die Begriffe "Einheit" und "Differenz" wählen, und in der Konsequenz strengen polaren Denkens wird er die Einheit der Differenz gegenüberstellen und sie zugleich doch polar aufeinander beziehen, so dass das vollständig imaginierte Wechselspiel zu einer "Einheit von Einheit und Differenz" führt.

Dieser komplizierte Sachverhalt kann im Rahmen dieser kleinen Arbeit nicht ausgeführt werden. Es bleibt die Chance, nach unseren anthropologischen Konsequenzen zu fragen : Unsere Ek-sistenz ist die einer ex-zentrischen Bahn. Wir Menschen sind als Bewusstseins-Träger immer schon aus dem Zentrum, aus dem Sein als bewusster Einheit, heraus. Selbst die vor- und nachgeburtliche Kindheit steht unter diesem Diktum (so dass das Paradies - nach Bloch - eben hier auch nur "hereinscheint"). Dass wir uns auf unserem Lebens-Weg danach sehnen, kindheitsähnliche Haltepunkte auf dieser Bahn zu finden, kann jeder an sich selbst nachvollziehen. Darin liegt unsere zentripetale (den Halt suchende) Tendenz; im polaren Wechselspiel steht ihr unsere zentrifugale (aus jedem Halt wieder aussteigende) Tendenz gegenüber, die uns immer wieder zu neuen Ufern aufbrechen lässt. Die eine ex-zentrische Lebensbahn teilt sich also in viele kleine ex-zentrische Bahnen, da wir neu-gierig sind und dem Diktum Fausts folgen : "Wer immer strebend sich bemüht". Mit jeder dieser kleinen Bahnen entfernen wir uns immer weiter vom Zentrum als einer leeren bloßen Idee und füllen sie zunehmend mit Leben. Werden wir auf diesem Weg vom Anderen begleitet und unterstützt, kommen wir zu dem, was oben bei Schiller als Ek-sistenz eines "philosophischen Kopfes" entworfen worden ist.

In dieser fortschreitenden Weiterentwicklung dynamisiert sich auch das Verständnis der dialektischen Erkenntnis-Methode : die dem Fort-Schritt zugrundeliegende Negation ist eine "bestimmte", denn jede Wahrnehmungs-Stufe, die ich im Verlaufe meiner exzentrischen Lebensbahn negierend übersteige, baut auf den Erfahrungen der vorangegangenen auf und

ist damit durch sie "bestimmt". Ich erfahre nicht nur das Unzureichende einer jeden bisherigen Entwicklungsstufe, sondern mir bildet sich über die Einsicht in das "warum" schon die neue Stufe, der neue vorübergehende Halt, aus dem ich (sinnvollerweise in Zusammenarbeit mit den Anderen) wieder aus- und aufbreche. Hegel hat diesen Entwicklungs-Prozess in seiner Einleitung in die "Phänomenologie des Geistes" in sehr treffender Weise beschrieben. Unser gemeinsames (solidarisches) Leben steht unter diesen Vorgaben einer sich ständig ausdifferenzierten Wohl-Spannung (Eutonie), die schon die Vor-Sokratiker gedacht haben, weshalb es nicht verwundert, dass Heidegger bis zu ihren Wurzeln zurückgeht, um die "Kehre" aus den "technischen Machenschaften" zu beginnen. Dass in ihrer politischen Ausrichtung so unterschiedliche Denker wie Heidegger und Bloch hier in einem Atemzug genannt werden, zeigt die Offenheit in der jeweiligen konkreten Ausgestaltung dieses Prozesses. Warum allerdings Heidegger sich ausgerechnet den Nationalsozialisten nahe gefühlt hat und warum Bloch (vor seinem selbstgewählten Exil in Tübingen am Ende seiner Tage) versucht hat, der DDR treu zu bleiben, ist mir ein "Rätsel".

Es bedarf noch einer Erklärung dafür, weshalb Heraklit und seine Nachfolger gerade dieses Bild der Einheit, von der sie doch bewusstseinsmäßig keine Erfahrungsdaten haben, entworfen haben. Hölderlin sagt : weil diese Einheit in symbolischer Form wirklich vorhanden ist. Wir sehen in unserem Leben Bilder, die uns ver-deutlich-en, dass es eine solche Einheit, die ihre Teile in sich aufhebt, wirklich gibt. Als Schüler Schillers folgt er diesem darin, die Existenz einer solchen Einheit in der Schönheit zu sehen. Verfolgen wir diese Auffassung über Schiller hinaus, so finden wir schon in der griechischen Antike bei Aristoteles die Überlegung, dass das Schöne auf der angemessenen Anordnung der Teile beruhe : die Ordnung müsse von der Art sein, dass das Ganze als Ganzes sich verändere oder durcheinandergerate, wenn irgendein Teil umgestellt oder weggenommen werde. Das Schöne solle Einsicht darüber vermitteln, was ein jedes sei, und damit hat es nicht nur ästhetische, sondern vor allem erkenntnistheoretische Relevanz. (Aristoteles, "Poetik")

Ein anderes Bild, struktur-ähnlich, zeigt sich in der Theorie des (ökologisch ausgerichteten) Gartens; hier wird bekanntlich das Paradies, der Garten Eden, nachgebildet. Es kann sich dabei auch um einen Teil des Gartens, etwa einen in dieser Hinsicht geformten Baum handeln. Vor einem solchen stehe ich jetzt auf der Höhe über Rottenburg. Welch ein Bild : ein weit ausladender Baum, der das ganze Format des Fotos, das ich nehme, ausfüllt und der doch - wie bestellt - im unteren Teil den Blick freigibt in die Landschaft vor dem Alaufstieg und der - vor allem - mitten in diesem Ausschnitt die auf dem Bergrücken gegenüber liegende Wurminger Kapelle zeigt. Ein warmer Strom von Erinnerungen durchdringt mich - wie oft habe ich diesen sagenumwobenen Ort aufgesucht, zu dem Hölderlin und Hegel mehrmals von Tübingen aus gewandert sind und sich der Überlieferung nach über den *Communismus der Geister* unterhalten haben. Man wird die Vorstellung von Schillers "philosophischem Kopf" aus dessen Antrittsrede in Jena ausdiskutiert haben. Dieser Baum erinnert mich an ein Mörike-Gedicht :

Die schöne Buche

Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,

Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Läset die Hellung mich ahnen das offene Feld.
- Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflassende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal, plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo, gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehen,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh lauschte mein innerer Sinn.
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt ich und dachte nur dich!

Die nachdrückliche Kennzeichnung der Buche als "schöne" zeigt unser Thema an. Dass es sich um ein zweigeteiltes Gedicht handelt, zeigt die Zäsur nach Zeile 14 (erkennbar schon rein äußerlich am Gedankenstrich, aber auch am Wechsel des Tempus und an inhaltlichen Merkmalen, die allerdings erst herausgearbeitet werden wollen). 7 Distichen bilden den ersten, 8 den zweiten Teil, und was vom Distichon erwartet wird, wird auch hier eingehalten : der fließende und variiere Rhythmus des Hexameters wird vom nachfolgenden Pentameter aufgehalten und jeweils zu einer Art Abschluss gebracht.

Teil 1 steht im Präsens und beschreibt in der Form des literarischen Topos eines lieblichen Ortes (*locus amoenus*) die kunstvolle Anordnung eines Ausschnittes aus der Natur, wobei zweimal betont wird, dass es sich eben nicht um Kunst, sondern um Natur handelt : *man sieht schöner im Bilde sie nicht / kunstlos schuf die Natur selber das liebliche Rund*. In diesem "lieblichen Rund" (es verweist auf das Bild eines magischen Kreises) wird die Natur zum agierenden Subjekt (*erhebt / rühret / ausbreitet / umzirk̄t* usw.), während das hinter der Beschreibung zurückstehende lyrische Ich objektiviert wird (*mich*). Die Ausstrahlung geht eindeutig von der im Mittelpunkt (*rings / gleich nach allen Seiten umzirk̄t*) stehenden Buche aus, die ein besonderes Exemplar ihrer Gattung zu sein scheint : *in gediegenem Wuchs / stattliche Baum*. Ihr entsprechen die Kennzeichnungen der sie umgebenden Details : *zartes Gebüsch / jungfräuliches Haupt / dunklere Fülle*. Von diesem Mittelpunkt, vom Inneren des Ortes also, geht der beschreibende Blick immer weiter nach außen, welches "außen" *verdeckt* ist und nur geahnt werden kann : als Außerhalb, das keinen solchen geschlossenen Ort mehr darstellt, sondern ein "offenes Feld". Bestünde das Gedicht nur aus diesem ersten Teil, beschränkte seine Wirkung sich auf die Beschreibung einer Idylle : *das Aug' still zu erquick̄n* an diesem besonderen Ort.

Mörikes Dinggedichte (er ist ein Meister ihrer Handhabung) bleiben bei diesen ersten Eindrücken nicht stehen, sondern verweisen auf eine tiefergehende Dimension, die in diesem Fall der zweite Teil des Textes birgt und die es noch herauszuarbeiten gilt. Hier steht das Präteritum, das auf ein singuläres, einmaliges Erlebnis verweist. Dieses sieht das lyrische Ich zunächst in passiver Haltung : *ab dem Pfade gelockt / führt ein freundlicher Geist mich*. Das hat zur Konsequenz,

dass es das Gefühl hat, sich selbst zu verlieren (*mich verlor*). Mit der Eingewöhnung in die Situation kommt es zu einem Wechselspiel hinsichtlich der Aktivität (*festlich empfing er / leise beschritt ich*), bevor das lyrische Ich deutlich den Subjekt-Status des Wahrnehmenden übernimmt (*lauschte / fühlt / dachte*). Auffällig ist die Reihung vom noch hingebungsvollen Lauschen über die Verarbeitung durch das Gefühl hin zur ausschließlichen Übernahme (*nur*) des Bildes.

Um welches Bild geht es? Der Wald wird zum *Hain*; ein solcher hat spirituellen Charakter und ist in der Regel einer Gottheit geweiht, und tatsächlich ist es eine *Gottheit*, die offensichtlich für das "anlocken" und das "einführen" verantwortlich ist. Dieser Gottheit wird das ungewöhnliche Attribut *aufflauschende* zugesprochen, ein Wort, mit dem weder der Duden noch Grimms Wörterbuch etwas anzufangen wissen - ganz gut passt aber der Hinweis auf die Jägersprache, wo "lauschen" bedeutet, ein auf den Fang ausgerichtetes Versteck in Anspruch zu nehmen. Diese Wortnuance vorausgesetzt, ginge es im zweiten Teil des Gedichts also um ein Wechselspiel des Anlockens und des Angelockt-Werdens mit der Konsequenz, dass das lyrische Ich zuletzt den aktiven Part der Wahr-Nehmung übernimmt mit der Zielsetzung eines Bildes.

Hat der erste Teil des Gedichts die Buche und ihre Umgebung schon als besonderen Ort ausgezeichnet, so wird dieser jetzt - spirituell überhöht - wie ein Tempel beschrieben (*sein breites Gewölbe*), den das wahrnehmende Ich "staunend" und "entzückt" ausmisst, diesmal allerdings in der (im Vergleich zum ersten Teil) gegenseitigen Richtung: von außen kommend nach innen gehend. "Nach innen" geht nach dem Frühromantiker Novalis auch "der wahre Weg" des Erkennens (unsere äußeren Sinnesorgane tasten nur die Oberfläche ab), und so ist es auch hier der *innere* Sinn, der lauscht. Das Ergebnis dieses Vorgangs kennen wir: der Weg nach innen führt über die Konzentration zur Kontemplation und schließlich zur Meditation. In dieser "verliert" das Ich sich als zeitfixiertes Bewusstsein, findet sich (und zugleich das Gegenüber - hier den sakral-mystisch erfahrenen Raum der Buche) aber gerade in diesem Prozess als sich einer anderen Wahrnehmungsdimension öffnend. Wie die Nacht (*lehnt an der Berge Wand*) ist auch unser lyrisches Ich in diesem Gedicht *gelehnt an den Stamm*, es greift nicht ein (*rührte mich nicht*), sondern wendet sich *dämonischer Stille* und *unergründlicher Ruh'* zu. Das Wort "dämonisch" erinnert uns in seiner positiven Verwendung an das daimonion, das Sokrates behauptete als Begleiter, der wohlmeinenden Rat gibt, zu haben; *unergründlich* birgt das Wort "Grund", und von daher ist es legitim, hier von einer meditativen Zuwendung des Ich zum "Grund des Seins" zu sprechen, den wir mit unserem Alltags-Bewusstsein niemals erfassen können.

Damit ist die gesuchte "tiefere Dimension" berührt. Unser Vorschlag zur Interpretation lautet, dass Mörike auch in diesem Gedicht auf das polare Wechselspiel verweist: hier erfasst durch die gegenläufige Bewegung von "innen" und "außen" und durch die aufgeteilte Orientierung am natürlichen "Ding" einerseits und dessen Hypostase in den sakralen Bereich andererseits. Dass beide Bereiche einander brauchen, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Nicht umsonst werden sie jeweils als *einzel*n und als *einsam* beschrieben, und die *Einsamkeit* ist es auch, die zum Schluss angerufen wird. Dieser Anruf könnte eine eingeschobene Parenthese bilden oder auch die inhaltliche Füllung des *dir / dich* meinen. In jedem Fall wird die Einsamkeit hier ausgewiesen als not-wendige "conditio sine qua non" für die Begegnung mit dem nur in einer anderen Dimension sich zeigenden verborgenen Wesen der Welt. Diese Begegnung ist, wie der Hinweis auf den "Weg nach innen" zeigt, zunächst mein je eigener; es geht also um eine Begegnung mit mir selbst in der Suche nach dem Eigen-Sinn. Habe ich den berührt, bin ich bereit zur Interaktion mit den Anderen im Bemühen, den "Text der Welt" zu lesen.

Literatur

- Eichhorn, Rolf: Mörikes Dinggedichte. Das schöne Sein der Dinge. Interpretation und Deutung. Diss. Marburg 2006, erschienen Tectum-Verlag 2007

- Mollowitz, Bernd : Hegels Einleitung in die "Phänomenologie des Geistes" - unter besonderer Berücksichtigung des Fürs / Füruns; 2008 Grin-Verlag
- Mollowitz, Bernd : Eigen-Sinn. Mut zu Wahr-Nehmungen. Grin Verlag 2012
(beide auch unter www.philosophersonly.de)
- Ryan, Lawrence : Hölderlins 'Hyperion'. Exzentrische Bahn und Dichterberuf.
Stuttgart 1965

8. Die Heimkehr des Geistes (13. Juni 2015) Reflexionen auf der Auto-Bahn

Klar, die Woche ist rum und es ist nun Zeit, nach Hause zurückzukehren. Aber so überheblich, in diesem Zusammenhang von einer "Heimkehr des Geistes" zu sprechen, bin ich nun auch wieder nicht. Der Titel dieses Kapitels bezieht sich auf ein Buch des Hölderlin- und Hegel-Kenners Johannes Hoffmeister, das er 1946 geschrieben hat und das mir vor 45 Jahren ein wertvoller Begleiter bei meinen ersten Studien gewesen ist. "Heimkehr des Geistes" meint eine dreistufige, triadische Struktur : es gab einmal eine Zeit des Geistes, gefolgt von einer Zeit der Entfremdung, und die Hoffnung liegt nun auf der "Heimkehr des Geistes". Selbst-verständlich ist, dass er nicht so wiederkehren kann, wie er in Stadium I einmal gewesen ist; die Wunden, die die Zeit der Entfremdung geschlagen hat, müssen aufgearbeitet und fruchtbar gemacht worden sein, bevor an eine "Heimkehr" (um die Erfahrungen bereichert) gedacht werden kann. Die Struktur jedweder Dialektik ist triadischer Natur, so auch Hölderlins Lyrik. Dies soll an einem Beispiel demonstriert werden.

Diotima

*Komm und besänftige mir, die du einst Elemente versöhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit,
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das Entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gärenden Zeit mächtig und heiter sich hebt.
Kehr in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit !
Kehr an den gastlichen Tisch, kehre in die Tempel zurück !
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nur.*

Die Gestalt der Diotima hat für Hölderlin eine Doppelfunktion : Zum einen verweist ihre Existenz auf die Priesterin aus Platons Dialog "Symposion" ("Das Gastmahl"), die den vermittelnden Weg des strebenden Eros zur Idee des Schönen zeigt; zum anderen meint sie eine real existierende Person, seine Geliebte, die nicht seine Geliebte sein darf, da sie die Ehefrau seines Dienstherrn, des einflussreichen Frankfurter Bankiers Gontard ist. (Als sie wenige Jahre später stirbt und Hölderlin außerdem erneut eine Hauslehrerstelle - diesmal in Bordeaux - aufgeben muss, kommt er nach einem Fußmarsch (!) voller Gefahren von Südfrankreich mit ersten Anzeichen einer geistigen Zerrüttung im Haus seiner Mutter an - auch eine Art der "Heimkehr", für Hölderlin der Beginn der traurigen zweiten *Hälfte des Lebens*.)

Es geht in dem Gedicht um eine "Kehre", die zunächst einmal ein Zurück-Kehren zu thematisieren scheint : Die lebendige Schönheit (die Reichweite von Nomen und Attribut ist uns aus den bisherigen Ausführungen bekannt) soll zurückkehren, was heißt, dass sie einmal da gewesen ist (nach Hölderlins Auffassung im antiken Griechenland) und dass sie jetzt nicht mehr da

ist (*dürftigen Herzen des Volks*). Das jetzt, zu dieser Zeit, Entzweite soll durch sie (Diotima als Stellvertreterin der Schönheit) *vereint* werden (*besänftigt / versöhnt*), und dazu bedarf es einer anderen Wahr-Nehmung. Eine solche haben wir in der polaren / dialektischen Erkenntnis-methode kennengelernt, deren Aufgabe es ist, Viel-Seitiges zu vermitteln, damit nicht *Orkane* sich bilden, die sich *zanken*. Dass die Zeit reif für eine "Kehre" ist, zeigt die Doppelfunktion des Attributs *gärende*. Man weiß nicht, ob das Ergebnis des Prozesses positive oder negative Auswirkungen haben wird; festzustellen ist, dass derzeit die Natur nicht *heiter sich hebt* - noch nicht, würde Bloch sagen und auf die Tatsache, dass sich immerhin etwas bewegt, hinweisen. (Hölderlin hat auf eine positive Veränderung vertraut : *Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schaaamrot machen wird.*)

Wichtig ist der Hinweis darauf, dass Diotima *lebt* : *Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch*. Wenn die Schönheit lebt, zwar (noch) verborgen, aber existent, dann bedarf es nur ihrer Ent-Deckung, ihrer (Wieder-) Belebung. Da sie aber a) reich an Geist und b) an eigenem ist, wird sie nicht einfach wiederkehren wie ein ins Exil gegangener Machthaber, sondern sie wird aus diesem Exil, aus der Zeit der Entfremdung, ihre eigene Erfahrung mitbringen. Das erinnert an den Erkenntnisfortschritt durch die bestimmte Negation : das anzustrebende Stadium III wird ein durch die Erfahrungen der Stadien I und II geläutertes, bereichertes sein.

Es ist wieder ein heißer Tag, wieder drohen Gewitter, die als unwetterartig angekündigt sind und die mit dem bei Klopstock geschilderten erfrischenden Gewitter nichts gemein haben - auch sie sind ein Zeichen der Zeit, menschen-gemacht, ein Ergebnis menschlichen Fehl-Verhaltens in geist-ferner Zeit. Das aber begreifen wir nicht - oder wollen es nicht begreifen. Ich bin früh unterwegs und muss erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass die Autobahnen um Stuttgart auch zu dieser Tageszeit (und am Wochenende !) schon hoffnungslos überfüllt sind. Mir kommen unweigerlich Überlegungen ins Gedächtnis, die ich schon 2010 zu Beginn meines Hölderlin-Projektes (unter der Überschrift 'Einiges über Landschaft und ihre Wahr-Nehmungen') festgehalten habe und die ich hier auszugsweise wiedergeben möchte :

Das „Kursbuch 52“ vom Mai 1978 kommt mir in die Hand mit dem programmatischen Titel "Utopien I - Zweifel an der Zukunft", darin der Aufsatz von Brigitte Wormbs, „Schattenreise nach Marbach am Neckar“ : ‚Kompanien stereotyper Eigenheime, überragt von dreigeschossig langgestreckten und vierzehngeschossig hochgestapelten Gebäuden haben die eingeschüchterten alten Dorfreste umstellt, die ihren Namen redlich mit den überhandnehmenden Neubaugebieten teilen. Vereinzelt noch vorzeigbare Fachwerk-Rathäuser, spätgotische Kirchen mit Spitztürmen und Renaissance-Schlösschen zittern unter dem Gedröhn der unaufhörlich rollenden Räder des Durchgangsverkehrs.‘

1978 also schon - was damals eigener Seele gutgetan, hatte in Wahr-Nehmungen anderer schon deutliche Zeichen der Deformation. Die Autorin weiß um die Problematik : ‚Wie also eine Landschaft in ihrer schier unaussprechlichen Beschaffenheit hörbar machen ? Sätze verwandeln sich unablässig in Bilder; Bilder, die vielleicht neue Barrieren der Wahrnehmung sind.‘

Was mir also in den siebziger Jahren noch Anlass zu utopischem Denken gewesen ist, ist es zum gleichen Zeitpunkt der Autorin Brigitte Wormbs schon nicht mehr gewesen. Hier zeigt sich die je eigene Höhle, in der wir unsere Anschauungen bilden, abhängig von unseren bisherigen Erfahrungen und den aus ihnen sich bildenden Reflexionen. Wie oben dargestellt, rekrutiert sich aus diesen unterschiedlichen Vorstellungen die Ausdifferenzierung eines gemeinschaftlich gepflegten Diskurses. Das anzuerkennen und durch den Mut zur Pluralität der Meinungen auch zu fördern, ist in unserer Gesellschaft nicht selbst-verständlich. In dieser Form der gemeinschaftlichen Arbeit an unseren Wahr-Nehmungen bei gleichzeitiger Offenheit in Fragen der inhaltlichen Ausrichtung sehe ich den potentiell ergiebigsten Weg heraus aus der Sackgasse, in der wir leben und die diesen Diskurs zu führen nicht bereit ist. Ich bin mir sicher, dass ein so verstandenes "vagabundierendes Denken" in dem Sinne "radikal" ist, wie Bloch es gemeint hat, weil es von jedem verlangt, "an die Wurzeln" (seiner selbst und der Ausrichtung des gemeinschaftlichen Kurses) zu gehen. Die Offenheit (in ihrer Konsequenz) birgt dafür.

Schiller weist in seinen "Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" darauf hin, dass sein Programm aller bisherigen Erfahrung widerspricht; und er weist ebenfalls darauf hin, dass die Erfahrung niemals der Prüfstein für eine Idee sein kann. Er wählt den sog. "transzendentalen Weg", indem er die Realität übersteigt (transcendere) und nach den Bedingungen der Möglichkeit des Mensch-Seins fragt. Er geht an die Wurzeln dessen, was unsere Menschen-Würde ausmacht. Seine Antwort lautet, dass die erste Aufgabe des Menschen ist, ganz bei sich selbst anzukommen, und dass die zweite Aufgabe darauf folgt : in kritischer Solidarität mit anderen, die sich um die erste Aufgabe ebenfalls bemüht haben, die Arbeit an einer Ermöglichung menschenwürdiger Existenz in dieser Welt aufzunehmen. Kompromisslos, wie ich gerne hinzufügen möchte, da Kompromisse immer faul sind und einer echten dialektischen Vermittlung nicht das Wasser reichen können. Selbst auf die Gefahr hin, mit dieser An-Sicht naiv zu wirken angesichts der herrschenden egoistisch-utilitaristischen Ausrichtung, möchte ich ein dem entsprechendes Fazit in einigen Punkten formulieren :

- 1) Es führt kein Weg vorbei an der nicht nachlassenden Bemühung um Aufklärung. Dazu bedarf es des Lichtes, von dem Plato in seinem "Höhlengleichnis" erzählt : Wir werden als Menschen nie in der Lage sein, das Licht selber (im Gleichnis vertreten durch die Sonne außerhalb der Höhle) zu schauen. Das heißt im Klartext : Wir können nie aufgeklärt sein, wohl aber bemüht um einen P r o z e s s der Aufklärung.
- 2) Diesen Prozess haben wir zu fördern durch eine Vervielfältigung der Ansichten und ihre g e m e i n s a m e kritische Reflexion (durchgeführt nicht durch 'Experten' - die gibt es nicht -, sondern durch uns selbst). Darin liegt die Zielsetzung vagabundierenden Denkens (nicht der Weg ist das Ziel, wie oft relativierend gesagt wird, sondern das Ziel ist das Ziel.)
- 3) In diesem Prozess erfahren wir eine "Werde-Lust", gespeist von der Potentialität unserer libidinösen Energie. Wir wenden uns zunächst dem Versuch zu herauszufinden, wer wir selber sind ("werde, der du bist") und mit diesen Erfahrungen auf der Suche nach unserem "Eigen-Sinn" wenden wir uns den Anderen zu, um in einem herrschaftsfreien Diskurs einen "Gemein-Sinn" zu erarbeiten (da die Verhältnisse sich ändern, haben wir uns offen und beweglich zu zeigen - damit wir nicht, wie Herr K. - erbleichen müssen).
- 4) Eine bewegliche Methode, dieses Fort-Schreiten zu initiieren, ist die des dialektisch-polaren Widerspruchs mit der Folge der wechselseitigen Limitation (wir bringen, wie Popper sagt, wechselseitig unsere stets partikularen Theorien statt uns selber um).
- 5) Eine bewegliche Methode braucht eine angemessen bewegliche Sprache. Unsere Alltagssprache taugt dazu ebenso wenig wie die reduzierte und damit verstümmelte der Naturwissenschaften. Hier ist die schöpferische Kraft der Poesie gefragt, wie Gustav Landauer, Sozialist und Anarchist und obendrein ein erwiesener Hölderlin-Kenner, formuliert hat : Wir brauchen die immer wiederkehrende Erneuerung, wir brauchen die Bereitschaft zur Erschütterung, (...) wir brauchen den Frühling, den Wahn, den Rausch und die Tollheit, wir brauchen - wieder und wieder und wieder - die Revolution, wir brauchen den Dichter. "Subjektive Authentizität" fordert Christa Wolf. Letztlich gilt das Beuys-Wort : "Jeder Mensch ist ein Künstler."
- 6) Wir dürfen also ohne Furcht bei den (sozialen) Anarchisten in die Schule gehen, egal, ob sie nun Landauer, Beuys, Böll oder Schiller heißen; letzterer wollte kein Anarchist sein (weil dieser Begriff zu seiner Zeit anders konnotiert war), ist es aber seiner Idee nach : der von ihm in seinen "Ästhetischen Briefen" propagierte ideale Zustand trägt das Motto : *Freiheit zu geben aus Freiheit.*

- 7) "Freiheit" hat mit "aisthesis" (= Wahrnehmung) zu tun, mit der Wahr-Nehmung des Außer-Gewöhnlichen (dazu bedarf es keiner Einschränkung auf eine klassische Ästhetik : jeder Künstler, d.h. nach Beuys : jeder Mensch, der versucht, an Wesentliches auf seine Weise heranzukommen, ist uns willkommen. Er macht uns und unsere Welt lebendig).

Hölderlin : *Lerne im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das Leben / Siehst du das eine recht, siehst du das andere auch.*

Ich bin jetzt auf der Autobahn wieder auf der Höhe von Cleversulzbach - der Kreis schließt sich. Schön, dass ich mich in dieser Woche nicht nur der Heroen meiner Jugend er-innert (und sie bestätigt gesehen) habe, sondern dass sich (zur Erweiterung meines Horizontes) in ihre Reihen ein kleiner unglücklicher Pfarrer hineingeschmuggelt hat, in dem die Interpretierenden lange Zeit einen philisterhaften Idylliker haben sehen wollen. Ich habe begriffen (und hoffentlich auch dargestellt), dass dem nicht so ist. Ich habe Eduard Mörike lieb gewonnen. Wenn das Ergebnis der Reise auch nur darin bestanden hätte, wäre die Reise schon lohnenswert gewesen. Ihm soll das (unkommentierte) Schlußwort gehören.

Inscription auf eine Uhr mit den drei Floren

*Am langsamsten von allen Göttern wandeln wir,
Mit Blätterkronen schön geschmückte, schweigsame.
Doch wer uns ehrt und wem wir selber günstig sind,
Weil er die Anmut liebet und das heil'ge Maß,
Vor dessen Augen schweben wir in leichtem Tanz
Und machen mannigfaltig ihm den langen Tag.*

(Eduard Mörike)

Literatur

- Beuys, Joseph : Jeder Mensch ist ein Künstler. Gespräche auf der Dokumenta 5/ 1972.
Ullstein-Taschenbuch 1988
- Hoffmeister, Johannes : Die Heimkehr des Geistes. Studien zur Dichtung und Philosophie der Goethezeit. Hameln 1946
- Kaiser, Corinna : Gustav Landauer als Schriftsteller : Sprache, Schweigen, Musik.
Conditio Judaica 2014
- Mollowitz, Bernd : Bringtendlichebenindieschule (unter www.philosophersonly.de)
- Mollowitz, Bernd : Christa Wolf - Vom marxistischen zum weiblichen Schreiben.
(unter www.philosophersonly.de)
- Wormbs, Brigitte : Schattenreise nach Marbach am Neckar. in : Kursbuch 52, Mai 1978

Weiterführende Literatur

- Bolten, Jürgen : Friedrich Schiller. Poesie, Reflexion und gesellschaftliche Selbstdeutung. München 1985
- Burger, Heinz Otto : Die Gedankenwelt der großen Schwaben. Tübingen Stuttgart 1951
- Collmer, Thomas : Hegels Dialektik der Negativität. Untersuchungen für eine selbst-kritische Theorie der Dialektik. "selbst" als 'absoluter' Formausdruck, Identitätskritik, Negationslehre, Zeichen und 'Ansichsein'. Gießen 2002
- Freedman, Ralph : Hermann Hesse. Autor der Krisis. Frankfurt am Main 1982
- Groddeck, Wolfram : Hölderlins Elegie *Brod und Wein* oder *Die Nacht*. Frankfurt am Main und Basel 2012
- Guardini, Romano : Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit. München 1955
- Guardini, Romano : Gegenwart und Geheimnis. Eine Auslegung von fünf Gedichten Eduard Mörikes. Würzburg 1957
- Joachim Hahn / Hans Mayer : Das Evangelische Stift in Tübingen. Stuttgart 1985
- Henrich, Dieter : Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795). Stuttgart 1992
- Hötzer, Ulrich : Mörikes heimliche Modernität. Tübingen 1998
- Jamme, Christoph : *Ein ungelehrtes Buch*. Die philosophische Gemeinschaft zwischen Hölderlin und Hegel in Frankfurt 1797-1800. Hegel-Studien Beiheft 23
- Kurz, Gerhard : Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Höderlin. Stuttgart 1975
- Liebrucks, Bruno : Sprache und Bewusstsein. 7 Bände. Frankfurt am Main, 1964 - 1979
- Mollowitz, Bernd : Vagabundierendes Denken in einer schraubenförmigen Welt. Grin-Verlag 2013 (auch unter www.philosophersonly.de)
- Müller, Gustav E. : Hegel. Denkgeschichte eines Lebendigen. Bern 1959
- Reuß, Roland : ".../ Die eigene Rede des andern". Hölderlins *Andenken* und *Mnemosyne*. Diss. Heidelberg 1989 / Frankfurt am Main und Basel 1990
- Strack, Friedrich : Evolution des Geistes : Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte. Stuttgart 1994
- van de Velde, Leonardus : Herrschaft und Knechtschaft bei Hölderlin. Assen 1973
- Wormbs, Brigitte : Über den Umgang mit Natur. Verlag Roter Stern 1975